MEDICINISCHE

Lt Heiny Md Physician

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id11855530

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt.

1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebens-Politik.
4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Kunst- und Lebensansichten.
8. Curiosa und Anekdoten.

Erstes Bändchen.

Mit dem Bildnisse des Paracelsus.

Leipzig 1838.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

An die Leser!

„Sagen könnt' ich Euch was von Zeit, Ort, Anlaß und Sprache;
Aber der Klare find'ts leicht, rede dem Dünkeler nichts."

In dem an „Analekten" so überreichen
Jahre 1837.

Der Herausgeber.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

„Das beste Ziel hat der erwählt,
Wer Heit'rem Nützliches vermählt."

Inhalt dieses Bändchens.

Seite.

I. Charakteristiken:

Paracelsus; von K., nach F. Jahn und Werneck . 1
Ein Besuch bei Berzelius; von Johnston . . . 22

II. Novellen und Skizzen:

Der unbekannte Kranke; Erzählung von Baron de la Motte Fouqué 43
Der Arzt, eine Skizze von Professor Dr. Naumann in Bonn 69
Der Rath des Asklepiades, von Ludwig Choulant . . 80
Die Pflichten des Arztes, von Cruveilhier 88

III. Aerztliche Lebens-Politik:

Ueber das zweckmäßige Benehmen des Arztes bei der Ausübung seiner Kunst in den niedern Ständen, von Dr. C. L. Klose. 99
Welche Stellung nehmen die Aerzte gegen sich selbst ein? 115

IV. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.

Einiges über Spaniens Heilkunde in dem Jahre 1836 . 121
Die Kultur der Heilkunde in den vereinigten Staaten Nordamerika's 128
Ein Blick auf die ärztliche Praxis in Paris 133
Briefe über das Todesthal auf Java. 139

*

Seite.

V. Poesieen:

Paracelsus an die Aerzte 143
Die Folter der Doktoren 147
Stammbuchsinschriften an Mediciner 150
Nachrufe an verstorbene Aerzte 152

VI. Miscellen:

Satyrische Gallenergießungen eines Antimediciners . . 155
Theatercoups in der Arzneikunde 157

VII. Kunst- und Lebensansichten:

Aphorismen, Maximen, Sentenzen und Ideen . . . 161

VIII. Kuriosa und Anekdoten:

Dr. Millinger's medicinische Kuriositäten 169
Anekdoten 175

Druckfehler.

☞ Diese wollen die resp. Leser mit der Entfernung des Herrn Herausgebers vom Druckorte geneigtest entschuldigen. So lese man z. B. im ersten Bogen

S. 7 Z. 10 v. u. statt condidur — conditur.
= = = 8 = = = medcine — medicinae.
= = = 5 = = = ve — ue.
= 8 = 9 = o. = septulatis — sepultis.

Charakteriſtiken.

Paracelsus.

„Ich will's euch dermaaßen erläutern und vorhalten, daß, bis an den letzten Tag der Welt meine Schriften müssen bleiben, und wahrhaftig! Mehr will ich richten nach meinem Tod wider euch, denn davor!"

Paracelsus.

Paracelsus (Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim) wurde im Jahre 1493 zu Maria Einsiedeln, einem Marktflecken zwei Meilen von Zürich im Kanton Schwyz, geboren. Sein Vater Wilhelm Bombast von Hohenheim, ein Edelmann aus dem Würtembergischen, war ein naher Verwandter des Großmeisters des Johanniter-Ordens, George Bombast von Hohenheim, und vermählte sich mit einer Leibeignen, die Aufseherin des Krankenhauses zu Maria-Einsiedeln war. — Den ersten Unterricht in den Wissenschaften erhielt er (nach den vor uns liegenden Skizzen des würdigen Dr. Werneck in Salzburg in Clarus's und Radius's Beiträgen zur prakt. Heilkunde 1836 Bd. III. H. 3.) von seinem Vater, der nach 32 jährigem Aufenthalte zu Willach, einer damals fürstbischöflichen Bambergischen Stadt in Kärnthen, als angesehener Arzt und Bürger, laut dem Zeugnisse des dortigen Magistrats, im Jahre 1534 starb. Schon sein Vater, der den Sohn noch in dem zartesten Alter für die Medicin bestimmte, unterrichtete ihn selbst in der Alchimie, Wundarznei und in der Medicin. Der gelehrte Bi-

schof von Lawant, Eberhard Paumgartner, der dem Kloster zu St. Andrä im Laraithale in Kärnthen vorstand, legte in ihm den Grund zur Theosophie. — Den 16jährigen Knaben schickte der Vater auf die Universität zu Basel, und übergab ihn später dem gelehrten Chemiker Trithemius, damals Abt zu Sponheim. Seine entschiedene Vorliebe zur Alchimie führte ihn ins Laboratorium des reichen Siegmund von Fugger, eines großen Operateurs zu Schwatz in Tyrol. Schon als Knabe angestrengt fleißig, studirte er mit besonderer Vorliebe die Schriften verschiedener Naturforscher. In der Kindheit soll er zufällig oder geflissentlich entmannt worden sein. Helmont sagt: trivium sus castraverat. Erast: puero, cum in Corinthia anseres pasceret, a milite testes exsectos esse. Malthäus Quade: Sein Vater habe ihn in der Jugend ausschneiden lassen und zum Studiren angehalten.

Die Schulgelehrsamkeit genügte dem jungen Paracelsus nicht, er machte weite Reisen, soll Deutschland, Italien und Frankreich durchwandert, und selbst den Orient besucht haben. In seinem Fragmente de morbo Gallico sagt er: expellebant me ex Litoania, Borussia, Polonia, non placebam Belgis, non Universitatibus, non Monachis, non Iudaeis. In Ansehung der Heilmittel nahm er von Barbieren, alten Weibern und Quacksalbern guten Rath an. Auf seinen Zügen practicirte er als Arzt und Wundarzt, und soll selbst in diesen Eigenschaften mehrere Feldzüge mitgemacht haben. Nach zehnjährigen Reisen kam er in seinem 32. Jahre nach Deutschland zurück, und ihm wurde von dem Magistrate von Basel, wegen einiger glücklichen Curen, der dortige Lehrstuhl der Medicin übertragen.

Seine Besoldung war den damaligen Umständen gemäß anständig. Der schmuzige Kanonikus Cornelius von Lichtenfels, der ihm für seine Heilung 100 Gulden versprach, versagte ihm diese nach seiner Wiederherstellung, und als er beim Magistrate seine gerechte Sache verlor, erlaubte er sich öffentlich

beschimpfende Reden gegen den Magistrat, und, genöthigt zu flüchten, ging er nach Elsaß.

Im Jahre 1528 lebte er zu Kolmar, und schrieb hier am 11. Juni 1528 die Vorrede zu seiner Chirurgia magna und dedicirte den 3. Theil dieser Chirurgie dem Konrad Wickram. Das folgende Jahr verlebte er in Nürnberg. Zwei Jahre später reiste er nach der Schweiz. Im März war er zu St. Gallen, wo er dem Joachim Vadian sein Buch Paramirum zueignete. Von 1532 bis 34 hielt er sich theils in, theils um Zürich auf.

Den schon damals sehr berühmten Badeort Pfeffers besuchte er 1535 und gab eine Beschreibung dieses Bades (1 Theil 116.).

Von Murcherode, wo er sich 1536 aufhielt, dedicirte er den ersten Theil seiner Chirurgia magna dem Kaiser Ferdinand I. (7. Mai 1536.), und von Augsburg aus den 11. August den zweiten Theil. Von hier aus wurde er nach Mähriſch-Krumau zu dem Marschall von Böhmen, Johann von Lippes, berufen, um ihn von seinem inveterirten Podagra zu befreien. Da er den alten, siechen Marschall nicht mehr wiederherzustellen vermochte, ging er noch vor dessen Ableben nach Wien und dann nach Kärnthen über Ungarn. Von Willach aus überschickte er seine Bücher von der Natur der Dinge dem Johann Wirkelsteiner (1537).

Zu St. Veit in Kärnthen (1538) schrieb Paracelsus seine Chronik Kärnthens und seine Vertheidigungsschriften. Der polnische Leibarzt Albert Baso besuchte ihn daselbst, und war Augenzeuge einer von Paracelsus schnell vollbrachten Heilung eines schweren Kranken.

Das Jahr 1540 verlebte Paracelsus zu Mildelheim und war 1541 in Salzburg. Der wissenschaftlich gebildete Fürst Ernst, Pfalzgraf zu Rhein und Herzog in Baiern soll ihn, als er zur Regierung Salzburgs gelangte, zu sich berufen haben. P. soll lange Zeit jenseits der Brücke im Eckhause der Linzergasse, wel-

ches dem „Meister Andrä Wendt, Bürger und Balbier," gehörte, gewohnt haben. Man sieht ihn noch jetzt an diesem Hause in gelber Kleidung abgebildet.

Nach einem sehr kurzen Krankenlager starb Paracelsus am 24. September 1541, nachdem er den 21. desselben Monats sein Testament gemacht hatte, in dem Wirthshause zum weißen Roß genannt, im Kay in einem kleinen Stübchen.

Er verordnete in seinem Testamente, daß man ihn jenseits der Brücke auf den Kirchhof zu St. Sebastian begraben und ihn in der Pfarrkirche, wie gebräuchlich, am 1., 7., 30. besingen, und bei allen drei Besingungen jedem armen Menschen von der Kirche, auf die Hand einen Pfennig geben und vertheilen lassen sollte.

All sein Vermögen, welches in wenigen Fahrnissen und Kleidern, 16 Ducaten, an ungemünztem Gelde 1 Mark 3 Loth, und an Silbergeräthe, Bechern u. dgl. 11 Mark 10 Loth bestand, schenkte er den Armen.

An Legaten vermachte er seinen Anverwandten zu Einsiedeln 10 fl., Meister Hansen dem Rappelbader 6 fl., dem Testamentsexecutor Georg Teysenberger, Hofprocurator, und Michael Setznagel 12 fl., endlich dem Anton Wedl, Bürger und Barbier zu Salzburg, seine Bücher, nämlich die Bibel, eine Concordanz, die interpretationes Hieronymi super evangelia, ein gedrucktes und sieben geschriebene Arzneibücher und sonst allerlei andere Collectur, auch allerlei von Theophrastus selbst concipirte Schriften theologischen Inhalts, dann Salben und Arzneien.

Der Sage nach soll ihm von seinen Widersachern nach einem Gastgebote ein tödtlicher Schlag beigebracht worden sein, und daher mag es sich gefügt haben, daß man ihn, da er nicht mehr nach Hause gehen konnte, in aller Eile in der grenzenden Herberge unterbrachte. Auch in dem Buche: Theophrastus redivivus illustratus etc: von El. Joh. Heissling. Hoffingen 1660. Hamburg 1663. 4. S. 133. heißt es: Paracelsus war

neben andern Doctoribus nebst seinen heimlichen Widersachern auf einem Gastgeboth gewesen, daselbst ward er von der Doctoren Diener und andern auf ihn bestellten sicariis ergriffen, von einer Höhe abgestürzet und ihm also der Hals gebrochen worden; denn auf keine andere Weise hat man ihm sonst beikommen können. Hatte also der selige Mann eines plötzlichen, unversehenen und erbärmlichen Todes mit gesundem Herzen sterben müssen."

Diese Angabe ist um so glaubwürdiger, indem 1812 der berühmte Soemmering, bei der genauen Untersuchung von Paracelsus ausgezeichnetem Schädel, der gegenwärtig in Salzburg ist, eine Fissur wahrnahm, welche durch den ganzen Schuppentheil des linken Schläfenbeines bis an den Schädelgrund dringt, und welche jetzt, durch das öftere Hin- und Herwerfen, ebenso wie früher von jedem Laien wahrzunehmen ist. Diese Fissur hält Sömmering für eine nur am lebendigen Kopfe mögliche Verletzung, indem sich auf diese Art wohl nicht die Knochen eines dürren, trocknen Schädels von einander geben können.

Theophrastus Leiche wurde in die Mitte des Freithofes begraben und ihm ein äußerst ehrenvolles Monument, eine viereckige rothmarmorne Platte (die wohl nur der Landesherr verfertigen ließ) auf sein Grab gelegt, welche folgende Lapidar-Inschrift trägt:

Condi⸗tur Hic Philippus
Theophrastus Insignis
Medicinæ Doctor, Qui
Dira Illa Vulnera Lepram
Podagram, Hydroposim
Aliaq (ve) Insanabilia Cor-
Poris Contagia Mirifica
Arte Sustulit Ac Bona
Sua In Pauperes Distri-
Buenda Collocandaq (ve)

Honoravit. Anno MD
XXXXI Die XXIIII Septe
Mbris Vitam Cum Morte
Mutauit.

Unter dieser Schrift ist Theophrastus Wappen, ein silberner, mit 3 schwarzen Kugeln der Länge nach besetzter Querbalken, unter demselben steht:

Pax vivis, Requies
Aeterna Sepulatis.

Im Jahre 1752 wurde ihm erst jenes Monument errichtet, welches sich an der Wand des Vorplatzes der an die St. Sebastianskirche gebauten Kapelle des h. Philippus Nerius befindet. Zwischen dieser Kapelle und jener Wand, an die das Monument befestigt ist, befindet sich die Treppe, welche den Freithof mit der St. Sebastianskirche verbindet. In der Mitte des Monuments, welches daselbst gezeigt wird, ist hinter einem metallenen Thürchen Theophrastus Bildniß gemalt. Ueber demselben die Aufschrift

Philippi
Theophrasti
Paracelsi
qui
tantam orbis Famam
ex Auro chymico
Adepto
est
effigies et ossa
donec rursus circumdabitur pelle sua. (Iac. C. 19.)

Unter dem Bildnisse steht

Sub Reparione Ecclesiae
MDCCLII
Ex Sepulchrali Tabe Eruta
Heic Locata sunt.

Nach einem Bildnisse, welches wir von ihm besitzen, steht

Paracelsus an einer Mauer, ist kahlköpfig, sehr einfach gekleidet mit Koller, bartlos, und hält in beiden Händen ein Schwert; mit der rechten hält er den „Geschraubt," d. i. den großen kugelartigen Degenknopf. An dem „Geschraubt" steht das Wort „AZOTH." Mit der linken hält er die Mitte des Griffes des Schwertes. Vor seinem rechts sehenden Gesichte ist sein Wappen: Ein fünfeckiges Schild mit einem schiefen von der linken zur rechten gehenden Querbalken, auf welchem drei Kugeln und um welchen acht Kreuze angebracht sind. Zu beiden Seiten der Figur befindet sich ein Quadrat, worauf umher geschrieben ist.

Welche Bedeutung Paracelsus für die Geschichte und Entwicklung der Medicin hat, das ist nach langer Verkennung, selbst von Männern der neuren Zeit wie von Haller, Zimmermann, Girtanner und A., zuerst durch J. G. Hensler 1781, dann auch von Schelling anerkannt, und in neuester Zeit durch den trefflichen F. Jahn zuerst in Hecker's literar. Annalen 1829 und dann in seinen späteren Werken: „die Naturheilkraft" 1831 und „System der Physiatrik" Bd. 1. 1835, auf's schönste und eindringlichste dargethan worden. Man hat ihn mit vollem Recht den Emancipator der Medicin aus den Fesseln der galenisch arabischen Schule genannt; richtiger und umfassender noch wird man ihn würdigen, wenn man ihn als einen Repräsentanten und Träger der gesammten neuen Bewegung der Wissenschaft betrachtet, wodurch das 16. Jahrhundert, das große Reformations-Jahrhundert, charakterisirt wird. Diese große Bewegung hatte zum Ziele die Abwerfung der Fesseln, worein die aristotelische Methode, seit beinahe 2000 Jahren, den menschlichen Geist geschlagen hatte; die gesammte Philosophie und Wissenschaft der Alten ist mit Aristoteles dergestalt abgeschlossen, daß nach ihm eigentlich nicht mehr wissenschaftlich producirt, sondern nur über schon Vorhandenes disputirt wird; und wenn es allerdings an empirischer Bereicherung des Wissens in der alexandrinischen und römischen Zeit nicht gefehlt hat, so

war doch das organische Vermögen der Wissenschaftlichkeit erloschen, und alle Thätigkeit der Philosophen, Gelehrten und Naturhistoriker kaum mehr als ein polyhistorisches Sammeln von Notizen, die man so gut es gehen wollte in das aristotelische Fachwerk unterbrachte, und woran man nach aristotelischen Kategorieen herumdefinirte und abstrahirte. Die galenische Medicin trägt durch und durch das Gepräge der aristotelischen Methode, worin die Wissenschaft der Alten erstarrt ist. Die Alten sahen die Natur, aber sie beobachteten nicht; sie faßten mit glücklicher Treue die unmittelbare äußere Erscheinung auf, aber sie erforschten nicht; sie suchten das Wesen der Dinge in ihren Merkmalen, nicht in ihrer Genesis. Wer die aus aristotelischer Schule hervorgegangenen Bücher der Probleme gelesen hat, der sieht den Mechanismus und Schematismus dieser Methode in seiner ganzen Nacktheit und Dürftigkeit vor sich. Als inneren Grund der äußerlich wahrnehmbaren Merkmale und Erscheinungen werden die Qualitäten der Dinge angenommen; aber was sind diese Qualitäten? Nichts als der generalisirte abstracte Ausdruck einer concreten Erscheinung und Wirkung. Das ist allerdings sehr leicht; die Dinge sind trocken oder naß, folglich giebt es eine Qualität der Trockenheit und Feuchtigkeit, ein abstractes *ξήρον* und *ὕγρον;* das *θέρμον* macht, daß die Dinge warm, und das *ψύχρον*, daß sie kalt sind; der Saame von Pflanzen und Thieren enthält *γώνυμον*, wodurch er zeugungskräftig wird; so giebt es ferner ein *πνεῦματικον*, ein *κίνητικον*, und eine ganze Legion anderer Abstracta, die zur Erklärung aller Phänomene herhalten müssen, so daß diese ganze Weisheit, auf ihre äußerste Spitze getrieben, sich am Ende auf das bekannte Responsum des Doctors in der Komödie resumirt: cur purgat Helleborus? — Quia est in eo vis purgativa. Hier zeigt sich natürlich diese Richtung schon in ihrer Karikatur; aber in ihrem Wesen liegt es doch, daß sie uns die Dinge nicht in ihrer innern Natur und Existenz, sondern nur als Aggregate von Merkmalen kennen lehrt, daß alle ihre

Definitionen an der Oberfläche liegen, und daß sie nur an den äußerlich zu Tage kommenden Wirkungen und Wahrnehmungen haften, sich um den innern Proceß, das Leben nicht kümmern. — Sobald nun die Geister sich durch diese blos formelle Wissenschaft nicht mehr befriedigt fühlten, sobald man sich nicht mehr mit Definitionen und Abstractionen abspeisen lassen, sondern dem wahren innern Leben, der Eigenthümlichkeit der Dinge und der Entwicklung auf den Grund kommen wollte, sobald man, mißtrauisch gegen das dialektische Spiel mit Begriffen, eine Sehnsucht empfand die Genesis der Natur und die Wahrheit anzuschauen, — so gestaltete sich aus diesem Bedürfniß, in allen Zweigen geistiger und wissenschaftlicher Thätigkeit, der Scholastik gegenüber eine Mystik. Wir entlehnen diese beiden Bezeichnungen absichtlich der Theologie des Mittelalters, weil diese, damals die Hauptangelegenheit des menschlichen Geistes, auch diesen ganzen Verlauf zuerst durchgemacht hat. Die Galenisten sind recht eigentlich die Scholastiker der Medicin, denen gegenüber Paracelsus als ein Mystiker die Forderung des nach besserer Erkenntniß durstenden Geistes ausspricht.

Was die Naturwissenschaft und die Medicin neuerer Zeit aus reicher Beobachtung und tieferer Auffassung des Lebens zur Erkenntniß gebracht hat, das findet sich bei Paracelsus in roher und unentwickelter Gestalt, in kunstlosem, bald abstrusem, bald kindlich naivem Ausdruck als Ahnung oder Gleichniß niedergelegt. Obwohl ihm die Mittel auf allen Seiten fehlen, obwohl er über die Denkform seiner Zeit nicht hinaus kann, obwohl die große Idee des Ein und All noch chaotisch unentwickelt in ihm liegt, so ist doch das Verlangen, das Streben seines Geistes nach der wahren Naturerkenntniß und Heilkunst so urkräftig, so lebendig, daß es weite Strahlen in die umgebende Dunkelheit hinauswirft, und künftigen Jahrhunderten prophetisch die Richtung anweist. Als Propheten erkennen ihn heute die größten und geistreichsten Naturforscher an, und von Tage zu Tage werden die Ausspüche seines tiefsinnigen Vorgefühls,

in fruchtbarer Deutung bestätigt gefunden. Leider sind unsere Nachrichten über seinen Bildungsgang und über sein Leben so dürftig, daß wir zur Darstellung seiner geistigen Gestalt fast gar keine anderen Data übrig behalten, als seine Äußerungen in seinen Schriften. Daß er ein unstätes Leben geführt, daß er sich, wie leicht zu denken, überall mit den Doctoren überworfen, daß er von den Vorzügen seiner Wissenschaft und ärztlichen Kunst eine sehr hohe Vorstellung gehabt, und seine Verachtung der Aerzte gewöhnlichen Schlages mit aller Derbheit der damaligen Zeit ausgesprochen, daß er überhaupt ein etwas excentrischer und cynischer Charakter gewesen sei, und sich bei seinem beständigen Umherziehen von Stadt zu Stadt im südlichen Deutschland einer unordentlichen Lebensweise ergeben habe, geht aus allen Nachrichten ziemlich deutlich hervor. Gelehrte Bildung hat man ihm absprechen wollen, offenbar mit Unrecht. Daß er die Schriften der Alten studirt habe, sieht man aus seiner Polemik gegen sie, er hat auch Commentarien zu den Aphorismen des Hippokrates geschrieben. Aber er hat seine Befriedigung bei den Alten nicht gefunden. Er sagt: „Ich bin wohl so stark und so heftig uff ihr Lehren gelegen als sie; da ich aber sahe, daß nichts anders als tödten, sterben, würgen, erkrümpen, verlamen, verderben macht und zuricht, und daß kein Grund nicht da war, ward ich bezwungen der Wahrheit in ander Weg nachzugehen." An einer andern Stelle äußert er sich mißbilligend über die sclavische Verehrung der Alten bei seinen Zeitgenossen: „Aber alle verzweifeln sie, und will keiner soviel lernen, daß er den Galenum, Avicennam etc: übertreffe, oder doch zum wenigsten ihnen gleich würde. Denn die Gnad ist uns gleich sowohl gegeben als dem Avicennä, Galeno und andern." (Opera III. 39).

Die Ansicht, daß Paracelsus bei gründlicher gelehrter Bildung mehr geleistet haben würde, scheint uns eine sehr ungegründete Voraussetzung; hätte er sich an die formellen Studien

der damaligen Zeit noch mehr hingegeben, so wäre er nicht frei geblieben für das Studium und die Anschauung der Natur, worin alle seine Stärke liegt. Er wollte mit der erkünstelten Feinheit und scheinbaren Civilisation der damaligen Aerzte, die nur zur Bemäntlung ihrer Unwissenheit dienen sollte, nichts zu theilen haben.

„Mir gefällt meine Weise fast wohl. Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meines Landes Art, daß man was mit Seidenspinnen erlange. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit Meth, noch mit Weizenbrot, aber mit Käse, Milch und Haberbrot. Es kann nit subtile Gesellen machen. Zudem, daß einem all seine Tage anhängt, das er in der Jugend empfangen hat; derselbige scheint nun fast grob zu sein gegen die Subtilen, Katzreinen, Superfeinen. Denn dieselbigen, die in weichen Kleidern und bei Frauenzimmern erzogen werden, und wir, die in Tannzapfen erwachsen, verstehen einander nicht wohl!" (II. 328.)

Mit aller Kraft drang er darauf, daß man aus der Natur, nicht aus Büchern studiren müsse, und seine Aussprüche gelten mit vollem Gewicht auch noch für die heutige Zeit. „Wer kann ein Arzt loben, der nicht der Natur Art weiß und kennt? oder wer soll ihm vertrauen? dieweil doch ein Arzt nichts anders sein soll dann ein Erfahrener der Natur und einer der da weiß der Natur Eigenschaft, Wesen und Art." (II. 68.) „Und dieweil das ist, daß solch Buch des Firmaments auf das Papier gebracht wird, so stehts doch nicht anders auf demselbigen wie ein Schatten an der Wand oder wie ein Bildniß im Spiegel, die keinen eine vollkommene Unterrichtung geben können. Der aber wissen will die vollkommene Unterrichtung, der muß denselbigen sehen von dem der Schatten oder Bild im Spiegel kommt." „Sondern verzehren ihre Zeit unnützlich in den erdichteten Büchern dero Buchstaben todt ist und im Sentenz kein Leben." „Und betrachten nicht, so einer spreche das Buch der Arznei ist falsch, daß sie es nicht könnten probieren.

So ein Buch probirt soll werden, so muß es probirt werden aus dem, aus dem es ist." „Wie kann der Arzt ein ander Buch haben denn eben das Buch das die Menschen krank und gesund macht. Es muß jeder Verstand aus dem fließen, aus dem er ist, und das Spiegelbild von demselbigen probirt werden." (II. 202. 203.)

Ein System hat Paracelsus nirgends in zusammenhängender Ordnung vorgetragen, aber der Geist, in dem er die Gegenstände betrachtet und behandelt, ist überall derselbe, so daß sein Prinzip und seine Idee aus allen Theilen seiner Schriften mit größerer oder geringerer Klarheit ersichtlich ist. Man darf nie vergessen, daß er aus Sehnsucht und Ahnung nach einer lebendigen Erkenntniß spricht, und in Anschauung und Gleichniß nach der Wahrheit ringt, welcher sich die Wissenschaft in langsamer Bewegung der Jahrhunderte durch Beobachtung, Induction und Combination nähert. Die Natur, „welche die Welt ist und all ihr Anfang," erscheint ihm als ein einzig großes Ganzes, als ein lebenvoller Organismus. Er sagt in seiner mit seltsamen und ungebräuchlichen Worten reichlich durchwobenen Sprache: „Ein Ding ist das Innere und das Aeußere, Eine Constellation, Eine Influenz, Eine Concordanz, Eine Zeit, Ein Erz, Ein Tereniabin, Eine Frucht. Dann ist der Limbus, in dem alle Geschöpfe verborgen liegen und sind, als in dem Saamen da liegt der ganze Mensch." (II. 307.) — Er faßt den Menschen und jedes Einzelwesen überhaupt als einen Mikrokosmus auf, der, obwohl von dem Makrokosmus abhängig, dennoch sich selbstständig in sich abschließt, und die Quelle aller Lebensprozesse durchaus in sich hat. Paracelsus ist von allem Mechanischen in der Auffassung und Erklärung der Naturerscheinung der entschiedenste Antipode; er sieht in jedem Dinge den individuellen Lebensproceß, die Selbstentwicklung von Innen heraus, die durch äußere Kräfte nur angeregt und unterstützt wird. — Drei Wissenschaften nennt Paracelsus als nothwendige Grundlagen der Medicin: Philosophie, Astronomie und

Alchimie. Die Philosophie ist ihm die vernünftige Erkenntniß der Natur in ihren Gründen: Denn der Mensch, als ein Glied des großen Weltorganismus, kann wieder in Zusammenhang mit der ganzen übrigen Natur richtig erkannt werden: „Ein Arzt ist der, der da öffnet die Wunderwerke Gottes männiglichen. — Denn was ist im Meer, das dem Arzt soll verborgen sein? Nichts! Er solls hervorbringen! Und nicht allein im Meer — in der Erden, in der Luft, im Firmament!" (I. 54.) „Betracht, daß kein Arzt der Krankheit oder des Menschen Grund mag fürhalten, er habe denn genugsam Zeugniß aus dem Licht der Natur. Dasselbige Licht ist die große Welt." (I. 40.) „Alle Dinge liegen im Erkeimniß, aus derselben fließen alsdann die Früchte gegen denselbigen. Der Gott nicht kennt liebt ihn nicht, denn der Gott erkennt der glaubt ihn, also in der Arznei auch." (II. 231.)

Er erkannte daß allen Naturprocessen eine objective Vernunft und Zweckmäßigkeit zu Grunde liegt, und diese Idee in der Natur, diese innere Zweckmäßigkeit zu erkennen, das ist die Aufgabe des Philosophen und des Arztes:

„Dieselbige Natur hat solcher Dingen ein Wissen und legt aller Dingen augenscheinlichen Verstand für. Aus diesem augenscheinlichen Verstand wird der Arzt unterrichtet. So muß der Arzt aus der Natur wachsen mit vollkommenen Verstand."

„So aus der Natur der Arzt wachsen soll, was ist die Natur anders denn die Philosophie? Was ist die Philosophie anders denn die unsichtige Natur?" (II. 23.)

Die objective Wahrheit der Natur soll nicht durch subjective Vorstellungen der Schulmeisterei entstellt werden. „Wir achten auf Erden dem Menschen für leibliche Seligkeit nichts Edleres, denn die Natur zu erkennen, und von ihr als vom rechten Grunde zu philosophiren und wohlzureden. Dergleichen hinwiederum verachten wir die sinnliche Listigkeit, die sich Phi-

losophie nennt, und ein gefärbtes Gedünken ist, aber wohl geblümt und ausgekittet." (I. 188.) „Und was die Natur, auch was das Göttliche betrifft, aus ihnen beiden nehmen und nicht von ihm (sich) selbst. Also bleibt Gott in allen Dingen der öberst Skribent, der erst, der höchst und unser aller Text." (II. 228.)

Nichts in der Natur ist tod, alles ist organisch lebendig, und das Sterben der Wesen nichts, als ein Zurückfinken derselben in ihren Mutterleib: „eine Austilgung und Unterdrückung der ersten Natur, und eine Generation der andern und neuen Natur." — Das Thätige in der Materie ist geistig, es ist ein Astrum, ein Ausfluß der Gottheit, und die Kenntniß dieser geistigen Kräfte und Prinzipen in den Dingen heißt bei ihm Astronomie, eine Benennung, die mit den verwirrten Vorstellungen und zum Theil mit dem Aberglauben seiner Zeit zusammenhängt. Paracelsus personificirt den sinnlichen Naturgeist, der jedem Geschöpf und so auch dem Menschen als Archäus inne wohnt, um daran die objective Vernunft und das zweckmäßige Wirken der Natur recht deutlich zur Anschauung zu bringen. Seine medicinische Astronomie ist daher eine Vergleichung des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus, um die Natur des erstern physiologisch zu erklären, und das vernünftige Prinzip in der Thätigkeit beider durch Vergleichung zur Erkenntniß zu bringen. Dabei aber verwahrt er sich gegen die astrologische Träumerei, als ob der Mensch durch magische Einflüsse vom Himmel determinirt würde; sondern der Makrokosmus und Mikrokosmus stehen selbstständig und individuell gegen einander, beide in gleicher Macht und Vollständigkeit nach einem Bilde geschaffen. „Der Name (Mikrokosmus) ist gemacht, aber ihr habt in ihm nie kein Verstand gehabt. Also sollt ihr uns verstehen, wie wir den Mikrokosmus auslegen. Wie der Himmel ist an ihm selbst mit allem seinen Firmament, Constellationen nichts angeschlossen: also ist auch der Mensch constellirt in ihm, für sich selbst gewaltiglich. Als das Firmament im Himmel für

sich selbst ist und von kein Geschöpf geregiert wird: also wenig wird das Firmament im Menschen, das in ihm ist, von andern Geschöpfen gewaltigt, sondern es ist allein ein gewaltig frei Firmament ohne alle Bindung." (I. 36.)

„Also nun hat der Mikrokosmus, mundus minor, in seinem Leib alle Mineralia mundi. (I. 126.)

Was Paracelsus Alchimie nennt soll keine Schmelzkunst oder Goldmacherei sein, sondern modus praeparandi verum medicinalium. „Nicht als die sagen, Alchimie mache Gold. Hier ist das Fürnehmen: mach Arcana und richte dieselben gegen die Krankheit." (II. 65.) „Und wie das Korn das faul wird in der Erden vor dem, und es wächst, und darnach in seine Früchte geht, also hier auch in Feuer die Zerbrechung geschieht und da fermentiren sich die Arcanan und gehen von ihnen die Corpora." (II. 67.)

Die Pathologie des Paracelsus gründet sich auf die Lehre von den drei Substanzen, die als Elemente den lebendigen Leib ausmachen. Er nennt sie Sulphur, Sal, Mercurius, versteht aber darunter nicht die drei speciell so genannten Stoffe, sondern überhaupt das Brennbare, das Auflösliche, das Flüchtige. Sie sind im lebendigen Leibe durch die Lebenskraft gebunden, und treten nur durch Krankheit oder Zerstörung hervor: „Sulphur, Mercurius und Sal sind die Substanzen des Leibes, aber durch das Leben verborgen. In Abziehung des Lebens werden sie offenbar. — Der Mensch sieht die Dinge (die Grundstoffe) nicht, dieweil das Leben da ist; allein in der Zerstörung. Drum so gieb dem Leben das zu, daß Du sie nicht siehst; dasselbige ist ein solcher Deckmantel, der die Dinge verbirgt." (I. 43.)

Die Krankheit entsteht, wenn eine von diesen Substanzen von außen her zu einer Aeußerung ihrer Thätigkeit angeregt wird, die mit dem Gesetz und der Ordnung des organischen Lebens in Widerspruch steht: „Also entspringen die Krankheiten, wie Lucifer im Himmel, aus Hoffart, die alle bella intestina macht. So sich der Mercurius erhebt seines Liquors, so er

aufsteigt und bleibt nicht in seinen Staffeln, das ist jetzt ein Anfang der Discordanz. Also auch mit dem Sulphur und Sal. So sich das Sal erhöht und besondert sich, was ist es allein, als ein fressendes Ding? Wo seine Hoffart liegt, da nagt und frißt sie. (I. 64.) — Das Astrum des Sulphur, sagt er, wodurch derselbe in sein Uebel geht, ist die Entzündung, daß ein Funke Feuer in ihn geworfen wird; alsdann so wird er männisch (d. i. selbstthätig.) — Das Astrum des Sal ist Resolutio des Mercurius (Sublimation). Die Krankheiten sind daher nichts naturwidriges oder zufälliges, sondern auch sie sind aus Gott, und führen ein lebendig Leben. „Denn nicht aus dem Menschen, sondern aus dem Vater kommen die Krankheiten." „Denn ihr sollt wissen, daß Gott in den Krankheiten gleich so groß gelobt und gepriesen will werden in meisterlichen seltsamen Werken, als wohl in den Blumen des Feldes. Wiewohl widerwärtig dem Menschen. Seht aber an: alle Vögel hat er geschaffen, das ist ihm ein Lob; hingegen auch die Würmer, Spinnen, Basilisken; ist ihm gleich sowohl ein Lob, als die Nachtigall, der Pfau. Also auch viele gute Gewächse, als Gold, Perlen, hingegen auch viel Gift, Arsenicum, Mercurius u. s. w. ist alles sein Lob. Also ist ihm ein Lob, daß er uns die Gesundheit gegeben hat, also auch ein gleichmäßig Lob ist ihm die Krankheit; und zu beiden Seiten gleiche Meisterschaft braucht er, zu schmieden die Blumen, und zu schmieden die Krankheit, und Eine Ordnung und Ein Wesen." (IV. 150.) Sehr geschickt und treffend widerlegt er die Theorie der Alten, und zeigt, daß die Qualitäten und Humores nicht die Krankheit selbst, sondern blos ihre Aeußerung und ihr Erzeugniß seien. „Die du Humores heißt, dieselbigen sind nicht die Krankheiten. Das ist die Krankheit das dasselbige macht. Wie kann denn ein Arzt in Humoribus die Krankheiten suchen und ihren Ursprung melden aus denselbigen, dieweil sie von der Krankheit werden geboren und gemacht und nicht die Krankheiten von

ihnen. Der Schnee macht den Winter nicht, aber der Winter macht den Schnee." (II. 134.)

Seine Therapie ist durchaus auf die Heilkraft der Natur gegründet, die er darstellte als einen inwendigen Arzt, dem zugleich ein Apotheker beigesellt sei.

Aber das Geschäft des Arztes fängt erst da an, wo die Heilkraft der Natur die Krankheit nicht mehr zu beseitigen vermag. „Auf das folgt, daß im Menschen solche Apotheken auch ist wie in der großen Welt. Dazu auch ein Arzt wie in der großen Welt. (II. 221.) — Er erklärt sich gegen die Medicin, welche die Krankheiten nur in ihren Symptomen und Producten angreift, und eifert gegen die Symptomencurirer. In ihrem innersten Wesen und Leben soll sie angegriffen und zu Tode gebracht werden durch das Heilmittel, welches der Krankheit als ein individueller Feind, als ein Gift, als der Vertilger gegenüber steht. In diesem Sinne nennt er das Heilmittel Arcanum. „Der Arzt soll die tödtliche Art erkennen, wie die Natur wider die Natur strebt, wie je eins in der Natur wider das andere ist. In gleicher Weise, wie die Thiere auf Erden, die sich zusammenrottiren wider einander." (V. 7.) „Contraria a contrariis curantur, das ist heiß vertreibt kaltes. Das ist falsch, sondern: Arcanum ist die Gesundheit und die Krankheit ist der Gesundheit widerwärtig, diese zwei vertreiben einander jedwedes das andre. Das sind die widerwärtigen die einander vertreiben und je vertreibt eins das andere mit dem Tod." (II. 39.) Daher er auch in Beziehung auf Krankheiten, die nur durch eine chirurgische Operation zu beseitigen sind, z. B. über den Stein, sich also ausdrückt: „das Messer laß sein Arcanum sein." — Sonst erklärt er sich die Wirkung der Arzneimittel rein dynamisch und specifisch; die Masse, den Stoff des Heilmittels betrachtet er nur als die äußere Hülle der wahren immateriellen Arznei. Der Raum verbietet uns hier ausführlicher die Lehren dieses begeisterten Reformators der Medicin von dem schon ein alter Poet: „Ecce, locabo loco Celso celsum

Paracelsum“ sagte, specieller zu evolviren, und mehr von seinen Sätzen und Aussprüchen anzuführen, die durch Bündigkeit und Körnigkeit, Einfalt und warmen frommen Tiefsinn ein Interesse in Anspruch nehmen, kaum geringer als die köstlichen uns erhaltenen Fragmente der uralten Griechen, des Tales, Heraklydes, Anaxagoras und Hippokrates. Die Frische, die Gläubigkeit, womit ein kindlich ahnender Geist an die Natur herantritt, wird man desto lieber gewinnen, und stets größere Freude daran haben, je bewußter, je gründlicher, je forschender die Naturwissenschaft zu Werke gehen wird. Mehr und mehr wird sich zeigen, daß die reichlichste Ausbeute an Wahrheit und die lauterste, fruchtbarste Erkenntniß an den Stellen verborgen liegt und dem Sucher entgegenquillt, die der Seher Paracelsus mit seiner Wünschelruthe berührte. — Was er als Arzt durch den kühnen und entschiedenen Gebrauch seiner Arcana, namentlich der früher wenig, fast nicht angewendeten mineralischen Mittel geleistet hat, dafür haben wir ein Zeugniß bei Van Helmont: Graviorum morborum myriades passim velut falce demetendo, Herculis clava trucidavit. Neminis apologum ago. Fateor autem lubens, illum potuisse per remedia sua sanare lepram, asthma, tabem, paralysin, epilepsiam, calculum, hydropem, podagram, cancrum atque ejusmodi vulgo incurabiles morbos. Atque hactenus fuit morborum fere omnium vindex et sanator. (Opp. 739.)

„O wie vielen hab ich gerathen und geholfen, da ihr mit euren Arzneien verzagt seid, dafür mir auch kein Pfennig worden. Ich geschweig anderen Müh und Arbeit, so ich umsonst gethan.

In seinem Gelübde, kommt neben anderem Merkwürdigen (z. B. daß er stets seine eigene Weise der Arznei vollbringen und nichts auf die hohen Schulen und Doctoren geben, jeden Kranken mehr als seinen eigenen Leib lieben, ihn nach den Anzeigen behandeln, kein unverdientes Geld nehmen, keinem Kind

Zwang anthun, keinem Apotheker trauen, keinen Fürsten ohne Vorausbezahlung, keinen Edelmann auf seinem Schloß, keine Klostergeistliche in ihrem Kloster und unter dem Regelzwang, keine untreuen Eheleute behandeln, jeden ohne Unterschied der Religion annehmen wolle,) auch das vor: „Ich gelobe euch, wo die Natur versagt gleichfalls nichts zu verordnen, noch zu versuchen."

Ein Besuch bei Berzelius.

Aus dem Englischen

nach

Dr. James F. W. Johnston

zu Portobello.

Angelangt am 6. September (1829) zu Stockholm, ging ich am folgenden Morgen nach dem Akademiegebäude in Stora ny Gatan, um Berzelius, dem Vater der analytischen Chemie, meine Aufwartung zu machen. Ich fand ihn schreibend, mit der neuen Auflage seines Lehrbuchs der Chemie beschäftigt. Nachdem ich ihm meinen Namen genannt hatte, wartete er nicht erst auf meine Empfehlungsbriefe, sondern hieß mich sehr freundlich und herzlich willkommen. Zwar hatte ich mir keine bestimmte Vorstellung von seinem Aeußern gemacht; und ich fürchte, daß ich bei meinem ersten Besuch durch die stete und ernste Betrachtung seiner Gesichtszüge sehr kindisch erschienen bin. Berzelius hat vielleicht kein schönes Gesicht, allein seine Gesichtszüge sind fein, und ihr Ganzes ist angenehm. Der Zug des Mundes ist eigenthümlich und zeugt von Humor und Gutmüthigkeit. Ein in Berlin gemachter Kupferstich zeigt diesen Ausdruck des Gesichts sehr genau, und die ebenfalls dort angefertigten Porzellanbüsten und Medaillons von Gußeisen sind auch recht ähnlich. Berzelius ist jetzt ein Fünfziger.*)

---

*) Er ist 1779 zu Linköping geboren, aber erst 1835 verheirathet. Herausg.

von mittler Größe und etwas zur Korpulenz geneigt. Bei einem so berühmten Manne sucht man, wiewohl es vielleicht närrisch ist, auch im Aeußern das Ungewöhnliche. Berzelius hat weder in seinem natürlichen noch in seinem angenommenen Wesen Etwas, was ihn von andern Menschen unterschiede. Er hat weder Anmaßung noch Zurückhaltung oder Sonderbarkeiten, so daß seine Geradheit einem meiner Reisegefährten, der mich gebeten hatte, ihn dem berühmten Chemiker vorzustellen, die Bemerkung abnöthigte: „nimmer hätte ich gedacht, daß das der große Mann sei, von dem man so viel spricht." Er hat nichts auffallend Gelehrtes in seinem Aeußern; und wenn man ihn erst sieht, so kann man wirklich kaum denken, daß er derselbe Berzelius sei, von dessen Wissen und von dessen Kunst man so viel gehört hat. Er ist außerordentlich artig und angenehm, und wenn man ihn erst länger kennt, so theilt man gern die allgemeine Meinung, daß, wenn er sich von andern Männern unterscheidet, dies nur dadurch geschehe, daß er liebenswürdiger sei. Seine Aufmerksamkeit für Fremde ist stets sehr groß, und von seiner Güte zu mir, könnte man glauben, komme es her, daß ich mich so sehr über sein liebenswürdiges Benehmen ausgedrückt; allein ich fand die Richtigkeit meiner Meinung von allen Menschen, die ich über ihn sprach, Schweden sowohl als Ausländer, und ehe ich noch Stockholm erreichte, bestätigt.

Die Akademie der Wissenschaften, deren beständiger Secretair Berzelius ist und in deren Gebäude seine Wohnung und sein Privatlaboratorium befindlich ist, hatte kürzlich ein größeres und bequemeres Haus angekauft, und während meines Aufenthaltes in Stockholm war man im Umzuge begriffen. Ich kam daher zur unrechten Zeit, um Berzelius zu sehen und um Zutritt in seinem Laboratorium zu erhalten. Sein früheres Laboratorium war abgerissen, und das neue noch nicht in Ordnung, so daß er seine Zeit besonders zum Schreiben benutzte. Mit der größten Gefälligkeit ging er aber sogleich daran, das

Laboratorium in Stand zu setzen, damit wir einige Versuche miteinander machen könnten, und so gelangte ich denn auf eine für mich sehr schmeichelhafte Weise zu dem eigentlichen Zweck meiner Reise nach Stockholm, seine Operationsweise kennen zu lernen und, wenn es möglich sei, Manches davon aufzufassen, was von Nutzen sein könnte. In dem Verfolg dieser Experimente war er offen über alle Dinge, ängstlich bemüht, mir jeden kleinen Umstand, der zur Erlangung genauer Resultate berücksichtigt werden muß, zu erklären, und mich auf dem leichtesten Wege mit allen den kleinen Kunstgriffen bekannt zu machen, die ihm eine lange Erfahrung als bei analytischen Untersuchungen von großem Nutzen dargethan hatte. „Kommen Sie," sagte er, „während dieser Proceß seinen Anfang nimmt, will ich Ihnen zwei oder drei kleine Dinge zeigen, deren Kenntniß für sie zweckmäßig seyn wird." Und so ging es täglich, so daß mir, lasse ich auch die viele Belehrung, die ich erhielt, ganz unberücksichtigt, meine Zeit höchst angenehm verfloß. Waren wir nicht in dem Laboratorium beschäftigt, so zeigte er mir seine Mineralien oder Präparate, von welchen beiden er manche Seltenheit hat, oder er erklärte die Resultate anderer Chemiker über irgend einen Gegenstand, über den wir gesprochen hatten, oder er half mir bei der Uebersetzung von mir dunkel gebliebenen Stellen aus einem Buche, die ich nicht verstehen konnte.

Früher hatte Berzelius in seinem Laboratorium immer Privatzöglinge, welches er jetzt jedoch aufgegeben hat. Ihre Anzahl war übrigens stets klein, so daß in ganz Schweden höchstens acht bis neun sind, die diesen Vorzug genossen haben, in Deutschland aber einige mehr. Jedoch nimmt er stets Besuche in seinem Laboratorium an und theilt gern Jedem von seiner großen Erfahrung mit.

Es ist interessant, die ersten Schritte eines großen Mannes auf seiner Lieblingsbahn zu verfolgen. Berzelius ging nach Upsala, um Medicin zu studiren, und kam daher im Laufe seiner Studien auch auf die Chemie. Afzelius, der

noch jetzt Professor in Upsala ist*), und sein Adjunkt Eckeberg hielten die Vorlesungen über die Chemie und stellten Versuche an. Wie noch jetzt in Upsala, Stockholm, Lund und Kopenhagen, war es schon damals gebräuchlich, daß die Studenten ausser den öffentlichen Vorlesungen das chemische Laboratorium besuchten, um daselbst, unter gewissen Beschränkungen, zu arbeiten. Zu dieser Zeit konnte jeder Student wöchentlich eine Operation machen. Berzelius besuchte, als er den chemischen Cursus angefangen hatte, gleich den Uebrigen, das Laboratorium und bat sich eine Arbeit aus. Die erste, die man ihm zutheilte, bestand darin, Colcothor (Crocus martis) durch Glühen des Eisenvitriols in einem Tiegel zu bereiten. „Gut," sagte er, „das kann jede Magd. Wenn dieß Alles ist, was ich zu lernen habe, so kann ich es eben so gut lassen." „Nun, nun," erwiderte Afzelius, „Ihre nächste Arbeit wird schwieriger seyn." Als er nun um diese bat, wurde ihm aufgegeben, kaustische Potasche zu präpariren, indem er Cremor Tartari in einem Tiegel glühen sollte. „Das ärgerte mich so," sagte Berzelius, „daß ich mir vornahm, nie wieder eine Arbeit fordern zu wollen. Dennoch aber besuchte ich das Laboratorium, und nach drei Wochen fing ich an, regelmäßig jeden Tag Versuche zu machen, obgleich ich nicht das Recht dazu hatte, und Afzelius mich fortjagen konnte. Dennoch wurde mir das Wiederkommen und das Fortarbeiten gestattet, und ich zerbrach manches Glas; Eckeberg besonders war aber sehr ärgerlich, daß ich nie eine Frage that; denn ich lernte mehr durch Lesen, Denken und Experimentiren, als von Leuten, die selbst so wenig praktische Erfahrung hatten, daß sie mir, wenn auch nicht ausweichende, doch ungenügende Antworten gaben, da ich Erscheinungen beobachtete, die sie selbst nie beobachtet hatten." Die Chemie stand zu damaliger Zeit auf einer so niedrigen Bildungsstufe, daß Keiner daran dachte,

*) Er starb Anfangs des Jahres 1837. Herausgeb.

sie für sich zu studiren. Auf diesem Wege aber legte Berzelius, indem er mit stets erhöhtem Interesse vorwärts ging, noch zu Upsala den Grund zu dem großen Namen, den er seitdem in der chemischen Welt erworben hat. Diese wenigen Bemerkungen, die ich ihm selbst verdanke, geben viel Licht über den Ursprung seiner Vorzüge. In diesem Eifer und in der Beharrlichkeit, die ihn beseelten und mit denen er alle Schwierigkeiten überwand, sehen wir den Grund zu der künftigen Größe, — in seinem steten Experimentiren den Grund zu der ausgedehnten Kenntniß von Thatsachen und Erscheinungen, wegen welcher er so merkwürdig ist, — und darin, daß er sich über Alles selbst Auskunft zu geben wußte, den Grund zu dem scharfen Urtheil, was in allen seinen chemischen Schriften vorherrscht. Nachdem er die Universität verlassen hatte, wurde er zum Gehülfen von Sparrmann ernannt, demselben, der mit dem Capitain Cook die Reisen um die Welt gemacht hatte, und der zu der Zeit Professor an dem medicinisch-chirurgischen Institut zu Stockholm war. Als Sparmann 1806 starb, wurde Berzelius sein Nachfolger. Zu jener Zeit standen nur drei Professoren an jener Anstalt, deren Dienstarbeiten sehr lästig waren. Berzelius mußte, ausser einem eigentlichen medicinischen Collegium, Botanik und Pharmacie lesen. Später wurden noch drei Professoren angestellt, und Berzelius erhielt die Professur der chemischen Pharmacie. Vorlesungen über Botanik hielt er an der medicinischen Akademie nie, obgleich er den Titel eines Professors der Botanik führte, wohl aber lehrte er diese Wissenschaft eine Zeit lang in der Militärakademie zu Karlberg. Ueber Medicin allein las er zwei Jahre, nach welcher Zeit er auch einen chemischen Cursus begann. Seine medicinischen Vorlesungen wurden immer sehr gut besucht, seine chemischen in frühern Zeiten aus hinlänglichen Gründen sehr gleichgültig behandelt. Es war in Stockholm, so wie jetzt noch in Upsala, gebräuchlich, trockene Vorlesungen über die Chemie, ohne Experimente, zu geben,

und auf diese Weise kann nichts uninteressanter und langweiliger seyn, als Chemie. „Als ich 1812 in London war," erzählte Berzelius weiter, „gewährte mir Dr. Marcet eine Zeit lang den Zutritt zu seinen Vorlesungen und gab mir außerdem eine Abschrift von dem Verzeichniß der Experimente, die er bei seinen Vorlesungen machte, um darnach meine eignen zu reguliren. Dieses Verzeichniß verbesserte und vermehrte sich so, daß, als ich später den Dr. Marcet in Genf traf, er eine Abschrift davon nahm, und seit jener Zeit wurde es von verschiedenen Personen vielleicht fünfzig bis sechzig Mal wieder copirt, und Jeder von ihnen veränderte oder vermehrte es etwas."

Das Hinzuthun von Experimenten gab den chemischen Vorlesungen bald den Vorzug vor den medicinischen in der öffentlichen Meinung, so daß während man in Stockholm das medicinische Auditorium sehr wenig besucht fand, das chemische fortwährend gefüllt war. Mein Besuch bei Berzelius fiel gerade mit den Sommerferien zusammen, so daß ich nicht das Vergnügen haben konnte, seine Vorlesungen zu hören; da er aber einen freien Vortrag hat und nur geschriebene Bemerkungen dazu benutzt, so müssen sie sehr interessant sein. „Man darf nur hoffen, die Leute für solche Dinge zu interessiren," sagte er mir, „wenn man sich persönlich an sie wendet; bloße Vorlesungen sind bei Weitem nicht so belehrend."

Berzelius hat eine lange und glänzende Laufbahn als Chemiker gehabt, und sein persönliches Ansehen verspricht auch eine noch lange Dauer seines theuern Lebens; nur zu Zeiten leidet er an der Gicht und an heftigen Kopfschmerzen. Keiner unter den lebenden Chemikern hat so viel für die Wissenschaft gethan, und Keiner dürfte im Stande seyn, so viel zu leisten, wie viel Jahre ihm auch noch immer zu wirken vorbehalten seyn mögen.

Obgleich gesund und rüstig, beklagt sich Berzelius doch über das Nahen des Alters. Seit zwei oder drei Jahren kann er nicht mehr gut ohne Brille lesen, auch behauptet er,

daß sich sein Gedächtniß verändert habe. „Wenn ich früher," sagte er, „eine wissenschaftliche Abhandlung ein Mal las, so kannte ich ihren Inhalt genau, jetzt muß ich sie zwei Mal lesen; so wußte ich, was in jedem der um mich stehenden Gläser befindlich war, und wenn sie Monate lang unetiquettirt standen, jetzt muß ich sie sogleich bezeichnen, wenn ich nicht sofort vergessen soll, was sie enthalten." Wenn irgend ein Mann das Recht hat, sich aus dem activen Leben zurückzuziehen, so ist es Berzelius, allein zum großen Glück für die Wissenschaft kann er es nicht thun. Seine Natur verlangt Beschäftigung, und nur mit seinem Leben wird seine Thätigkeit aufhören.

Wiewohl er es als Zeichen der Annäherung des Alters betrachtet, so zieht er sich doch in diesem Winter ($18\frac{2}{3}\frac{9}{0}$) zu Gunsten seines Assistenten, Dr. Mosander, von seiner Professur zurück, und bei dieser Veränderung kann, wie man hoffen darf, die Wissenschaft nur gewinnen. Er wird dadurch mehr Herr seiner Zeit und kann seine chemischen Untersuchungen ungestört verfolgen. Er behält nur das Amt als Secretair der Wissenschaftsakademie, in deren Gebäude er, wie schon bemerkt, Wohnung und Laboratorium hat. Für die Folge bleibt er nur Titularprofessor, da er die Absicht hat, auch seinen Titel an Mosander abzutreten. „Er paßt zu dem Amte besser als ich selbst," sagte Berzelius mit seiner gewöhnlichen Offenheit, „denn außer seiner wissenschaftlichen Erziehung hat er seine Jugend auch bei einem Apotheker verbracht, und als Professor der Pharmacie und als Inspector und Controleur aller Apotheker des Königreichs ist es gut, wenn er alle ihre Schliche kennt."

Berzelius ist ein Mann von unermüdetem Fleiß, der täglich zwölf bis vierzehn Stunden arbeitet. Allein, unerachtet er als Experimentator sehr viel geleistet hat, ist er doch nicht unaufhörlich in seinem Laboratorium beschäftigt. Zuweilen, wenn er schreibt, arbeitet er Monate lang nicht in dem-

selben. Wenn er schreibt, wie dieß kürzlich bei der neuen Ausgabe seiner Chemie viel der Fall war und noch ist, und er kommt auf einen Gegenstand, der ihm dunkel scheint, so legt er die Feder weg, begiebt sich in sein Laboratorium und stellt von sechs oder sieben Uhr des Morgens bis vielleicht zehn Uhr des Abends, Tag für Tag, Untersuchungen an, bis daß er das Dunkel weggeräumt und selbst zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen ist, worauf er wieder zu seinem Manuscript zurückkehrt. Dies war der Fall bei seinen Untersuchungen über das Indig, die blos wegen der neuen Ausgabe von dem „Lehrbuche der Chemie," die in Paris erscheint, unternommen worden sind.

Zu diesem abwechselnden Schreiben und Experimentiren ist seine Wohnung besonders gut eingerichtet. Eine Reihe von drei Zimmern an einem Flur bilden sein Laboratorium und sein Studircabinet, seine Wohnzimmer liegen darüber. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist das Studirzimmer, und in demselben nimmt er auch die Morgenbesuche an; da er unverheirathet ist, so braucht er es auch nur wenig zu verlassen. Weil sein Apparat nur wenige Ellen weit davon entfernt ist, so kann er zu jeder Zeit und ohne Verlust einer Minute eine Reihe von Untersuchungen beginnen: deshalb ist er im Stande, mit seiner Zeit zu kargen und jede Stunde wohl anzuwenden. Seine Bibliothek, sein Schreibtisch, seine Reagentien und sein Ofen sind alle in einem passenden Raum befindlich, der die Beschreibung älterer Untersuchungen und die Mittel zu neuen Entdeckungen vereinigt.

Vielleicht wird eine kurze Beschreibung dieser interessanten Localität nicht langweilen. Der in Stockholm Fremde gehe die Königinstraße (Drottning-Gatan), in dem schönsten Theile der Stadt, entlang, worauf er zu dem Königshügel (Kungsbacka) und zu der, Kirchstraße (Kyrko-Gatan) genannten Querstraße gelangt, an deren Ende die Adolph-Friedrichskirche liegt. Das Eckhaus in dieser Straße ist Westimanska-Huset, dessen weit-

läuftige Gebäude neuerlich für die Akademie angekauft worden sind. Wenn man aus der Königinstraße in dieselben eintritt, so steigt man zwei kurze Treppen hinan und findet gerade vor sich eine Thür. Auf ein Anklopfen erfolgt entweder gar keine Antwort, oder ein einfaches „Herein!" Das beste wird dann sein, einzutreten. Der Raum, in dem man sich nun befindet, wird durch verschiedene Geräthe, die überall umherstehen, als Abtheilung eines chemischen Laboratoriums bezeichnet. Ich nehme an, der Besuchende sei ein Chemiker, oder wenigstens ein Liebhaber der Chemie, so wird er Alles dies mit Kennerblick betrachten; ist er es nicht, oder hat er feine Nerven, so braucht er bei dem Anblick dieser chemischen Geräthschaften, oder wegen der verschiedenen süßen Gerüche, die Laboratorien dem Laien oft so entzückend machen, nicht wegzulaufen. Durch eine gute Ventilation werden die Gerüche alle weggeschafft, und wenn er auch sieht, daß Processe anfangen, so kann er doch dreist weiter gehen. Rechts, unweit der Thür an dem Fenster, sieht man eine pneumatische Queckſilberwanne von Stein, mit hundert Pfund Queckſilber, das in der Sonne glänzt, und links bemerkt man eine nach dem obern Theil der Wohnung führende Treppe, in deren Nähe mehre gewöhnlichere Apparate, die Wasser und ähnliche Materien enthalten, stehen. Geht man weiter, so muß man sich etwas links wenden, um nicht an einen Tisch zu stoßen, der zwischen den Fenstern und weit in das Zimmer hineinsteht. Bleibt man einen Augenblick an dem Ende des Tisches stehen und wendet seine Augen rechts, so sieht man an dem zweiten Fenster einen kleinen Porzellantisch mit einem Rande, und auf demselben sieht man wahrscheinlich einige Gläser, welche zeigen, daß kürzlich ein Experiment gemacht worden, oder, daß es noch im Gange ist, und an der einen Seite wird man eine kleine Oellampe von Knight, bemerken, die wahrscheinlich mit der darüber hängenden Sprutflaska (Spritzflasche, wörtlich übersetzt) brennen wird, und auf der andern Seite, auf einem Brete, verschiedene andere klei-

nere Geräthschaften. Man wird ferner das Löthrohr, die dazu gehörige Lampe, Glasstückchen, Sandbäder und andere Heizapparate sehen. Von Ziegelsteinen aufgeführte Oefen bemerkt man nicht, diese sind gut genug zu chemischen Versuchen im Großen; zu feinen analytischen Versuchen sind sie nicht nöthig. Ein drei Fuß hoher Ziegelsteinheerd und drei oder vier Fuß über demselben ein Kamin zur Abführung des Rauchs, auf dem Heerde ein kleines Sandbad, das auf Kohlenfeuer erhitzt wird, und ein kleiner eiserner Ofen mit Oeffnungen zu Röhren, Muffeln ꝛc.; dieß ist Alles, was man von Oefen sieht. Wird aber ein Versuch gemacht, so wird man auf diesem Heerde eine Reihe Flaschen und Röhren bemerken, deren Inhalt durch eine große Spirituslampe erhitzt wird.

Darauf wird man links durch eine Thür das zweite Zimmer schauen, und die Augen werden auf einem Glaskasten ruhen, der auf einem der Thür gerade gegenüberstehendem Tische steht. Wenn man ihn näher betrachtet, so findet man die Wage in demselben. Wie viel Licht hat doch diese kleine Maschine über das Reich der Natur verbreitet! Wie manche Erscheinung hat sie erklärt! Wie manche verborgene Wahrheit hat sie aufgehellt! Wie manchen Streit hat sie geschlichtet, wie manche Hypothese umgestoßen! Wer hätte in früherer Zeit denken können, daß die Bestimmung abstracter Wahrheiten und Entwickelung der Naturgesetze den Schwingungen dieser beiden unbeständigen Arme zugeschrieben werden müsse? Man betrachte aber diese Wage mit ernster Aufmerksamkeit, denn sie hat der Wissenschaft große Dienste geleistet. Die Art des Aufziehens und die des Stützens der Arme und Schalen ist eine Erfindung des verewigten Assessors Gahn, dessen Geschicklichkeit in dieser Hinsicht mit Recht gerühmt worden ist. Das Verdienst, die Schalen zuerst frei gemacht und auf scharfe Kanten gehängt zu haben — eine Erfindung, die Berzelius sehr rühmt, ohne zu wissen, wem sie zuzuschreiben ist, rührt von dem berühmten Cavendish her. Seine Wage, die in

dem Besitze von Sir Humphry Davy war, und von diesem Herrn Childern gegeben wurde, hat eine solche Einrichtung. Herr Robertson auf der Devonshirestraße in London construirt seine höchst vollkommenen Wagen eben so. Man bemerke eine andere Einrichtung, die das Wägen sehr erleichtert; jeder Arm ist in zehn gleiche Theile getheilt. Es ist das Princip der Schnellwage, welches Gahn zuerst auf die gewöhnliche Wage anwendete, so daß, wenn man dem Gleichgewicht näher kommt, man vollkommen auswägen und das Gewicht bis auf den kleinsten Bruch schätzen kann, ohne dasselbe zu verändern, indem man die letzten Milligramme auf dem Arme weiter vor- oder zurückhängt. Bei der Wage sind auch noch andere bleierne Gewichte zur Erleichterung des Wägens vorhanden. Es sind nämlich genaue Gleichgewichte für alle Tiegel und andere kleine Platinageräthschaften, die Berzelius hat, so daß keines derselben unmittelbar gewogen zu werden braucht. Man öffne auch die kleinen Büchsen, und durch die größern oder kleinern Theile von Gummilack, die an den Gewichten angebracht worden sind, wird man von der ausserordentlichen Genauigkeit überzeugt werden, ohne welche die Angaben der vollkommensten Wage schlecht sind. An den Wänden dieses Zimmers sind rings umher Schränke mit Schiebladen oder mit Glasthüren angebracht; die Apparate, Proben und chemische Präparate enthalten, die zurück gesetzt und mit der größten Sauberkeit und Ordnung arrangirt worden sind. Der andere Tisch neben dem Fenster ist zu Versuchen mit dem Löthrohre eingerichtet, über welches Berzelius ein so berühmtes, in alle Sprachen übersetztes Werk geschrieben hat.

Man wende sich nun links, und durch eine andere Thür wird man Den erblicken, den man vergebens in beiden Zimmern gesucht hat. Es ist Berzelius. Er ist mit Schreiben beschäftigt; sein Tisch ist mit Journalen bedeckt, und seine Repositorien an den Wänden erliegen fast unter der Last von Büchern. Links von ihm sieht man ein kleines Cabinet, in

dessen Schränken die seltensten chemischen Substanzen und Verbindungen befindlich sind: sein Rhodium, Osmium, Selen und ihre Präparate, seine Fluoride, seine Lithion-, Yttria- und Thonsalze und verschiedene andere seltene Verbindungen. Hat man dieses Alles überblickt, so kann man sich selbst bei dem berühmten Chemiker einführen und von einem freundlichen Empfange überzeugt seyn.

Jedes Ding in Berzelius's Laboratorium zeigt von Reinlichkeit, Sauberkeit und Ordnung; jedes Ding steht an seinem Platze, zur Benutzung bereit. Seine Vorrichtungen zu den Experimenten sind von der einfachsten und nettesten Art, und er hat manche kleine Maschinen, um die Einrichtungen zu erleichtern, die, wie er sagt, sämmtlich von Gahn herrühren sollen. Ausgeführt hat er sie wenigstens selbst, denn auf seiner Drehbank macht er alle hölzerne Geräthschaften mit eigenen Händen. Durch sein ganzes Laboratorium sieht man Zeichen von derselben scrupulösen Genauigkeit, die seine analytischen Bestimmungen so werthvoll gemacht haben. In Schweden hat man ganz bleifreies Glas, und man macht dort ein besonderes Filtrirpapier, das seines Gleichen in der Welt nicht hat. Es wird im Winter gemacht und in der Kälte zum Trocknen aufgehängt, worauf das Wasser friert und es porös macht, so daß es, obgleich es hinlänglich fest ist, um alle aufgelösten Materien festzuhalten, die Flüßigkeit doch sehr rasch hindurchläßt. Seine Vorzüglichkeit und die Empfehlung des schwedischen Chemikers haben ihm einen großen Ruf verschafft, und es wird seitdem viel davon ausgeführt. Es enthält nichts Auflösliches und hinterläßt blos $\frac{1}{6000}$ seines Gewichtes Asche. Berzelius wägt sein Filtrum, und nachdem er sein Präcipitat gesammelt hat, um es zu verbrennen, gibt er $\frac{1}{6000}$ für das Gewicht der Asche zu. Das Abgießen wendet er nie an, sondern sammelt seine Präcipitate immer auf dem Filtrum. Um sie zu waschen, wendet man die Sprutflaska (Spritzflasche) mit warmem Wasser an. Dieß ist weit besser, als wenn die Flasche

mit kaltem Wasser gefüllt wäre; auch wird dadurch der Zweck vollkommener als durch die von Faraday vorgeschlagene Spritze erreicht, und ein Verlust ist dabei nie zu befürchten. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch eines von Berzelius angewendeten einfachen Kunstgriffs, um beim Ausgießen jeden Verlust zu vermeiden, der besonders bei Gefäßen mit weiter Mündung leicht möglich ist. Er besteht darin, den Rand des Glases bis auf eine Stelle mit etwas Fett zu bestreichen.

Ueber Berzelius, den gelehrten Chemiker, herrscht nur Eine Meinung. Er vereinigt die drei großen Erfordernisse: ausdauernden Fleiß, klares Denken und geschicktes Experimentiren; und die wissenschaftlichen Journale der letzten zwanzig Jahre enthalten die sichersten Beweise, wie sehr gut er diese Talente angewendet hat. Was einige seiner eigenthümlichen Ansichten betrifft, so sind darin manche Chemiker anderer Meinung; allein alle rühren von seiner ausserordentlichen Vorsicht her; ein Fehler, der in einer von Experimenten abhängenden Wissenschaft, obgleich er zuweilen von der Erkennung einer richtigen Theorie zurückhält, doch auch sehr vor Irrthümern bewahrt. Als Berzelius seine Arbeiten zu Upsala begann, bestand die ganze Wissenschaft in einer Masse zusammen geschmolzener Theorien, deren Fehler nur durch neue Ideen, die sinnreicher als die frühern waren, aufgedeckt wurden. Diese waren die größten Hindernisse auf seinem Wege, und daher kommt es auch wahrscheinlich, daß er sein ganzes Leben lang gegen den Geist der Speculation stritt, die, statt einer treuen Erforschung, Hypothesen auf Hypothesen baute und deren Resultate eine Wissenschaft nannte. Aus eben diesem Grunde schätzt er zuweilen manche zu sehr theoretische Abhandlung unter ihrem Werth; jedoch hat diese eigenthümliche Ansicht auch noch den Vortheil, daß, wenn Berzelius einmal eine solche Idee annimmt, man überzeugt sein kann, daß sie auf einem guten Grunde ruhet.

Im Norden von Europa kennt man Berzelius ge-

nauer als in Britannien, sein Name steht da über denen aller andern Chemiker. Besondere Hochachtung genießt er in Deutschland; dieß kommt besonders daher, weil man daselbst seine Werke genau kennt, die, so wie alle seine Abhandlungen, entweder unmittelbar durch ihn selbst, oder von Andern in dieser Sprache herausgegeben werden. Es ist zu bedauern, daß die physikalisch-chemischen Journale in England die in Deutschland erscheinenden so wenig beachten. Die Herausgeber solcher Journale in Deutschland sind unermüdlich, und es entgeht ihnen nichts.

Außer dieser Auszeichnung, die Berzelius von der gelehrten Welt gezollt wird, genießt er auch des besondern Glücks, als Mensch, wo möglich, noch mehr geachtet zu werden. Der Ruhm, welchen ihm seine Arbeiten verschafft haben, und seine liebenswürdigen Eigenschaften sind die Veranlassung, daß jeder gebildete Schwede stolz auf ihn ist. In dieser Hinsicht gibt es bei Allen nur eine Meinung über ihn. Eines Tages unterhielt ich mich mit einem der vorzüglichsten Oppositionsmitglieder der schwedischen Adelskammer über Berzelius. „Ich kenne ihn," sagte er, „achte ihn, und bin, als ein Schwede, stolz auf ihn. Seine politischen Ansichten sind anders, als die meinigen; er votirt stets für die Minister, wenn er die Ständeversammlung besucht; allein er behandelt alle Parteien mit gleicher Achtung, und bezieht keine Pension, so daß, obgleich ich mich über ihn zu beklagen habe, doch Nichts die große Hochachtung vermindern kann, die ich für ihn empfinde." Als ich bei einer andern Gelegenheit mit einem vornehmen Schweden über Berg- und Hüttenwerke sprach, die ich in verschiedenen Provinzen Schwedens zu besuchen gedächte, bemerkte derselbe, daß Einige von den Eigenthümern der Werke Fremden nicht gern Zutritt zu denselben gäben, fügte aber hinzu: „Ein Wort von Berzelius, und es wird Ihnen jede Thür in Schweden geöffnet." Obgleich Mitglied der Adelskammer und Wähler, so nimmt Berzelius an den politi-

schen Händeln doch nur wenig Theil und vermeidet den Parteigeist, der in Schweden so gut wie in andern Ländern herrscht.

Der König von Schweden ist nicht zurück geblieben, um Dem Zeichen seiner Huld zu geben, dessen Ruhm die allgemeine Stimme schon so sehr gepriesen hatte. Er hat ihm das Kreuz des Wasa- und das Großkreuz des Nordsternordens verliehen*), und außerdem fast das ganze Patronat über die chemischen und medicinischen Professuren in Schweden, obgleich er es vorzieht, abzurathen oder zu empfehlen. Diesen Einfluß übt er auf die liberalste Weise aus, denn wenn irgend ein Zug in seinem Charakter ist, durch welchen er etwas vor Andern voraus hat, so ist es sein Eifer in der Sache der Wissenschaft. Er thut viel, um ihr getreue und fleißige Cultivatoren zu verschaffen. Von einem Manne, dem er eine chemische Professur verschafft, der aber einige Jahre hindurch nichts gethan hatte, sagte er zu mir: „Er machte manche Entschuldigungen über die Verwendung seiner Zeit, allein, ich sagte ihm, man sähe offenbar, er brauche nicht zu arbeiten; die, denen Arbeit Bedürfniß sei, fänden immer Zeit." Ein anderes Mal sprach er von einem jungen Engländer, der bei ihm eingeführt worden war, dem er Briefe versprochen hatte, der aber darauf, ohne sie zu erhalten, abgereist war: „Es thut mir leid, daß er sie nicht verlangt hat, denn ich hatte so wenig Gelegenheit, mich mit ihm zu unterreden, oder ihm irgend eine Aufmerksamkeit zu bezeigen, wenn ich ihn sah; er ist jung, reich, hat viel Zeit und könnte mit seinem Eifer für die Wissenschaft vielleicht etwas thun."

Daß ein so geehrter und geachteter Mann viele Besuche erhält und eine große Correspondenz hat, ist natürlich. Außer

---

*) Die Erhebung in den Adelstand hatte er früher zurückgewiesen, nahm sie aber 1836 bei seiner Verheirathung an.

Herausgeb.

den förmlichen Visiten suchen ihn seine Freunde und Collegen oft auf freundschaftliche Weise heim; allein nur ausnahmsweise unterbricht er seine Beschäftigungen, so daß er zu einer und derselben Zeit die Freuden der Gesellschaft genießt und zugleich mit seinen Arbeiten vorrückt. Seine Correspondenz, die theils seines Amtes als Secretair der Akademie, hauptsächlich aber seiner Celebrität wegen sehr groß ist, raubt ihm viel Zeit. Dreißig und vierzig Briefe in einer Woche ist keine ungewöhnliche Anzahl; allein, es geht ihm auch Alles leicht von der Hand. Er arbeitet und unterhält sich zugleich, und wird beim Niederschreiben seiner Abhandlungen, Briefe und Bücher durch das Dasein und die Unterredung seiner vielen Besucher nur wenig unterbrochen. Einer seiner Freunde, der kürzlich seine Briefe geordnet hatte, erzählte mir, er habe an zweihundert Correspondenten, und diese nicht allein in seinem Fache, sondern auch unter solchen Personen, wie Frau von Staël, Göthe, Fürst Metternich, die preußischen Minister ꝛc. Sein Einfluß in Berlin in seinem Fache ist nicht geringer, als der in Stockholm selbst, und fast alle die jüngern Professoren der Chemie an den verschiedenen Instituten dieser Hauptstadt sind entweder unmittelbar von Berzelius empfohlen, oder sie sind wenigstens seine Schüler gewesen.

Was Berzelius in seinem Privatleben, ist er im Allgemeinen auch in seinen Schriften; er urtheilt unpartheiisch, lobt den, der es verdient, und behandelt auch die, von denen er in den Meinungen abweicht, mit Höflichkeit. Nur in zwei unglücklichen Augenblicken hat er die Regeln der feinen Höflichkeit unbeachtet gelassen, welches bei allen philosophischen Discussionen nie geschehen darf. Gegen Döbereiner und Thomson hat er seine gewöhnliche Urbanität vergessen *).

Ich war der Meinung, daß diesem feindlichen Benehmen

*) Vergl. seinen Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften. 6r Jahrg. Tübingen 1827. Seite 77 seq.

etwas Persönlichkeit zum Grunde liege; als ich aber mit Berzelius selbst über diese Materie sprach, gab er mir jedoch die Versicherung, daß nicht der geringste Grund zu dieser Vermuthung vorhanden sei, und daß — was er mir gar nicht zu bestätigen brauchte — er die beleidigenden kritischen Worte gern zurücknähme.

Zwischen Davy und Berzelius herrscht eine persönliche Abneigung, die zuerst von einigen Irrthümern des Erstern in der Chemie herrührte, die Berzelius, als er in London war, auf Veranlassung des Dr. Joung, auf eine vertrauliche Weise für diesen aufgeschrieben hatte, und welche dieser nach Berzelius's Abreise Davy mittheilte. Diese Bemerkungen beleidigten Letzteren außerordentlich, und seine Entrüstung wurde noch durch einen Brief von Berzelius vermehrt, der bald darauf in einem deutschen Journal erschien. Später, als Davy in Schweden war, fühlte sich Berzelius beleidigt. Bei seinem Aufenthalte in Gothenburg hörte Davy, daß Berzelius im südlichen Schweden sey, und schrieb ihm daher, er verlange ihn zu sehen, er wolle daher Helsingborg nicht vor einem bestimmten Tage verlassen, und ihn erwarten. Wirklich ging Berzelius nebst Oerstädt, und ich glaube, nebst Brongniard, der damals in Schweden war, nach Helsingborg, und wartete zwei Tage auf Davy, bis die beiden Letztern die Geduld verloren und wieder abgingen. Berzelius's Wagen war schon angespannt, als er die Nachricht erhielt, der Engländer sei angekommen. Als sie nun einander trafen, war Davy's Entschuldigung: „daß er auf dem Wege eine so vortreffliche Fischerei angetroffen habe, daß er sie unmöglich habe verlassen können"*). Das Warten, die Entschuldigung, verbunden mit dem Stolz, welcher Davy in den letzten Jahren

*) Davy, bekanntlich ein großer Liebhaber vom Fischen, besonders vom Angeln, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens ein Buch: „Salmonia, or days of fly-fishing." Neue Ausgabe. London 1830.

alle seine alten Freunde vergessen ließ, und sie von ihm abzog, waren hinreichend, um ein unangenehmes Gefühl zu erregen, so daß sie, als sie vier Stunden mit einander zugebracht hatten, von einander gingen. „Es war mir", sagte Berzelius, „durchaus nicht möglich, Davy als einem berühmten Naturforscher irgend eine Hochachtung zu bezeigen; es war traurig, einen Geist, wie er ist, sich wie einen Weltmann den Anforderungen der Mode beugen zu sehen." Dessenungeachtet war Davy der größte chemische Philosoph unserer Zeit, und wenn seine kleinen Schwächen vergessen sind, so werden seine Verdienste und seine Entdeckungen nur um so höher gewürdigt werden. „Er war der helldenkendste Mann, den ich gefunden," bemerkte Berzelius, „und er schrieb nie über einen Gegenstand, ohne ihm Interesse zu geben."

Es würde diesen ohnehin schon so langen Aufsatz noch länger machen, wollte ich in Einzelnheiten über die Dienste, die Berzelius den Wissenschaften geleistet hat, oder über seine zahlreichen chemischen Schriften eingehen. Doch ist dieß auch ganz unnöthig, da jedes chemische Lehr- und Handbuch das beste Zeugniß von ihrer Größe und ihrem Werth giebt, und jedes neue Stück einer wissenschaftlichen Zeitschrift ihre Anzahl vermehrt. Was ich weiter oben von ihm gesagt habe, enthält manche unbedeutende Kleinigkeiten, die bei gewöhnlichen Menschen der Bemerkung unwerth seyn würden; allein, ich folge meinen eigenen Gefühlen, nach denen das Geringste eines berühmten Mannes das höchste Interesse erregt.

Novellen und Skizzen.

Der unbekannte Kranke*).

„Zur Einweihung eines jungen Gemüths in den höhern, edlern Sinn der Heilkunst, wüßte ich keine bessere Schrift, als unsers Fouqué's kleine Erzählung: „der unbekannte Kranke." Wollte Gott, man läse sie statt aller Politiken und Staatskünste für Aerzte, die mir immer vorkommen, wie eine Satyre auf die Heilkunst."

C. W. Hufeland.

(Neue Auswahl kleiner med. Schriften. 1834. Bd. I.)

In einer deutschen freien Reichsstadt soll sich vor etwa dreihundert Jahren folgende seltsamliche Begebenheit zugetragen haben, die des Wiedererzählens wohl würdig scheint.

Der alte fromme, sehr weit berühmte Arzt, Meister Helfrad, saß eines späten Abends im Herbste mit seinem Eheweibe, Frau Gertraud, vor dem Kaminfeuer in erbaulichen Gesprächen. Sie hatten das Gesinde zu Bette gehen lassen, weil das Abendbrod schon verzehrt war, und die beiden alten guten Leute Niemandem gerne Zwang anthaten. Meister Helfrad aber hatte die kostbare Abschrift eines gottseligen Buches eben heute aus dem Kloster Mariahülf, wo er sie schon vorlängst bestellt, fertig erhalten, und konnte nicht umhin, seiner treuen Genossin noch selbigen Abend daraus vorzulesen, denn seine Augen waren noch wacker und frisch, wie die eines Mannes von dreißig Jahren. Ueber die Gedanken des weisen Schrei-

*) Aus F. Baron de la Motte Fouqué's neuer Erzählungen erstem Theil. Berlin 1814.

bers, und besonders von einigen schönen Liedern, die mit im Buche standen, war nun den Eheleuten das ganze Herz in frommer Freudigkeit aufgegangen; sie sprachen voll dankbarer Rührung ihr ganzes Leben wieder durch, blickten vertrauend hinaus auf die Bahn, die noch vor ihnen liegen mochte, wie auch auf den Gang ihres einzigen Sohnes, der als ein kunstreicher Malerzögling in Welschland reiste, und sahen mit inniger Zuversicht in den verheißenden Schein, welcher ihnen seit ihrer zartesten Kindheit von Jenseits in die Welt hereingestrahlt hatte, und mit jeglichem Jahre herrlicher und bedeutsamer geworden war, so daß er nun als ein ganz naher Lichtkreis vor ihren Augen stand.

Die große Glocke auf dem nahen Münsterthurme hatte bereits zehn geschlagen, in den Häusern der mehrsten Bürgersleute waren die Lichter gelöscht, und Meister Helfrad saß noch immer, den Pergamentband mit silbernen Klammern auf dem Schooße, im Lehnstuhl, seiner Gertraud gegenüber, welche die Spindel ruhen ließ, mit gefalteten Händen und leuchtenden Augen auf die Reden ihres Eheherrn horchend, und hin und her beifällige Worte dazwischen streuend. Es schlug schon halb, da sahe Meister Helfrad verwundert auf und sagte: „Ei, ei, wie tief in die Nacht haben wir hineingesprochen! Das ist nicht gut, wenn des Menschen Augen um so gar ein Großes länger aufbleiben, als die liebe Sonne!" — „Doch wohl, Vater!" entgegnete Gertraud, „wenn man nur damit in die ewige Sonne hineingesehen hat." — Der alte Mann erhob sich von seinem Sitze, und fing an, die Feuerbrände, die noch im Kamine glimmten, aus einander zu stören, indeß er dazu das Sprüchlein hersagte:

„Wenn's dir soll wohl gelingen,
So halt in allen Dingen,
Auch selbst im Guten Maaß und Ziel."

Da schlug es mit dem großen Klöppel, der an einer Kette draußen vor der Hausthür hing, gewaltig donnernd an. —

„Ich komme gleich!" sagte Meister Helfrad durch die Scheibe hinaus, und während er sich eine Leuchte zurecht machte, sprach er zu Gertraud: „Nun ist es doch gut, daß ich noch aufgeblieben bin. Wenn es ein gefährlicher Kranker ist, so kann die Viertelstunde, um die ich nun früher komme, viel Gutes thun." — „Wäre es nicht besser, Vater!" sagte Gertraud etwas ängstlich, „du wecktest Einen vom Gesinde, und ließest dann öffnen? Wer weiß, wer draußen steht; die Nacht ist keines Menschen Freund. — " „Dafür ist mir das gut," sagte Helfrad lächelnd; nahm sein altes, ehrbares Schwert von der Wand, steckte ein Kästlein mit Arzneien ein, das er immer vorläufig mitzunehmen pflegte, wenn er zu Kranken ging; warf eine Pelzschaube über, setzte seine Zobelmütze auf, und ging, die Laterne in der Linken, die Waffe in der Rechten, aus dem Gemache; draußen klopfte es noch immer sehr wild und ungeduldig, und der Meister sagte, die paar Stufen hinunter schreitend, die von der Stube auf die Hausflur führten: „Geduld! Geduld! ich komme schon!" — Gertraud leuchtete ihm aus dem Zimmer nach, und flüsterte: „Ach, Mann! es liegt mir wie eine Felslast auf dem Herzen! Wenn du doch nur wen von den Leuten wecken wolltest! Thu' mir's doch zu Gefallen, und gieb mir das eine Mal nach." — „Kind, auf meinen eigenen Wegen thu' ich von ganzer Seele, was du gern hast," sagte der alte Mann, nach dem Riemen der Hausthüre spürend, „aber auf Berufswegen frage ich auch nicht ein Tüttelchen darnach!" Als nun die Thür aufging, faßte er wieder nach der Laterne, die er einstweilen auf einen Mauervorsprung gesetzt hatte, trat einen Schritt zurück, leuchtete nach dem Ausgang hin, und fragte mit freundlicher Stimme: „Wer steht vor der Pforte? Er komme in Gottes Namen herein, und sage, womit ich meinem Nebenmenschen dienstlich sein kann!" —

Der Herbstwind rauschte wild zu der aufgehenden Pforte herein, und aus der schwarzen Nacht sah ein ganz schwarzes Gesicht mit widerlich hohem Kopfputze und flammend gelber

Tracht in den Kreis, den Meister Helfrad's Leuchter beschrieb; mit einem lauten Schrei taumelte Gertraud in die Stube zurück, auch der alte Mann trat etwas rückwärts und schlug mit dem Schwerte ein großes Kreuz vor seiner ganzen Gestalt. Dann stützte er sich auf seine Waffe, und sprach mit gesetzter Stimme: „In Gottes Namen, sag an, was du vorzubringen hast, und wer dich sendet." — Der Schwarze mochte wohl selbst erschrocken seyn vor der Erscheinung des hohen ernsten Greises mit Leuchte und Schwert; denn er zitterte heftig, faßte sich aber bald und sagte: „Eilig mit mir nach dem Gasthofe zu den drei Kronen, Meister! Dort liegt mein Herr an einem entsetzlichen Fieber krank, welches ihn so wüthend überfallen hat, daß es ihn gewißlich in wenigen Stunden hinrafft, wenn Ihr ihm nicht helft!" — „Wollen sehen, was sich thun läßt," entgegnete der Arzt. „Von Gott und der Kunst kann man Vieles hoffen," und damit blies er seine Leuchte heller an, und schritt aus dem Hause, der zitternden Gertraud zurückrufend: „Schließ die Thür, geh' zu Bett; mach' aber erst das Feuer im Kamine ordentlich aus, und sey unbesorgt, den Hausschlüssel hab' ich bei mir, und auf Gottes Wegen wandl' ich ja auch." — „Du aber, fremder Bote," fuhr er, zu dem Schwarzen gewandt, fort, „gehe vor mir her, und schreite rasch zu, daß wir bald zur Stelle kommen." Wie nun die Beiden eilig mit einander hingingen durch die engen Gassen, zwischen den lichtleeren Häusern durch, wollte es doch dem Meister fast grauen, daß der Schwarze so hoch und so feuriggelb vor ihm hinzog, wie eine ungeheure wandelnde Flamme. — „Denn," sagte der Alte, „eine mosaische Feuersäule ist es nun einmal nicht, das kann Eins schon am Gefühl haben, und doch, wer weiß? Gott hat so verwunderliche Kraft in den Menschen gelegt, daß eigentlich Alles zu dem wird, wozu man's macht." — Der Schwarze fing an, langsamer zu gehen; und als ihn der Arzt antrieb, entgegnete er mit einer nicht unlieblichen Stimme: „Alter Herr, ich habe Euer graues Haar gesehen, und Euern

weißen Bart. Euch wird das allzugroße Eilen wohl schwer." — „Es ist hübsch von dir, daß du daran denkst, mein Sohn," sprach Meister Helfrad, „aber sorge nur nicht, ich schreite wohl noch so rasch, als der frischeste Jüngling." — „Ha!" rief der Mohr, und brach in ein gellendes Gelächter aus, „da könnten wir ja wohl ein bischen um die Wette laufen. Frisch auf, wer zum ersten in der Herberg ist!" — „Sprich nicht so ungeziemend," sagte Meister Helfrad, „ein ernster Bürgersmann weiß von dergleichen Fratzen und Possen nichts. Ich schreite zu, wie mir es Gott gegeben hat, und wie sich's für mich ziemt. Was Ungebührliches thät ich auch um des Kaisers Willen nun und nimmermehr." — „Wir kämen aber doch früher hin," rief der Mohr, und lachte gellend auf, daß es von den nächsten Fenstern zurückklang und weit durch die stille Gasse voll Schlaf und Dunkel hinscholl. Da sagte der Alte mit der durchdringend ernsten Stimme eines edlen Zorns: „Du schweigst!" Und der Mohr zuckte zusammen und ging schnell und wortlos voran.

In dem Gasthof zu den drei Mohren fanden sie Alles hell erleuchtet und das ganze Haus in Bewegung: so daß Meister Helfrad Anfangs glaubte, man feiere dort ein schwelgerisches Fest. Aber hineintretend, sah er auf allen Gesichtern die Blässe der Angst, und das Gesinde unordentlich durch einander laufen. Ein Fensterlein, welches seitwärts aus der Stube des Hausherrn auf die Flur führte, zeigte des Wirthes Familie bebend auf den Knieen um ein Crucifix her. Meister Helfrad fragte: „ob der fremde kranke Herr noch lebe?" — „Wenn Ihr den Muth habt, zu ihm zu gehen," entgegnete ein Aufwärter, — „dort die Treppe hinauf, und gleich links herum; Ihr könnt nicht irren, denn sein gräßliches Heulen und Gotteslästern treibt uns allen im ganzen Hause die Haare empor. Wir fürchten, wir haben den Teufel beherbergt, oder doch seinen Genossen." Wirklich drang ein hohles Rufen durch all' das Gewimmel aus einem entfernten Theile des Gebäudes herüber; der Meister zwang sein inneres Entsetzen nieder, und schritt die Treppe

hinan. Der Mohr war mit drei Sprüngen oben, und man hörte, wie er über den Gang voran zu dem Kranken rannte. Meister Helfrad ging ihm einsam den langen, schmalen Weg nach, der nur von einer einzigen, halb ausgebrannten Ampel beleuchtet war. Der Aufwärter hatte wohl recht gesagt, man konnte nicht irre gehen, denn von einem Gemache im Hintergrunde donnerte ein Gebrüll hervor, welches man für das eines Löwen gehalten haben würde, hätten nicht die empörendsten Verwünschungen nur allzusehr beurkundet: ein Wesen, mit Menschenverstand begabt, stoße die schrecklichen Klänge aus. Vor der schauervollen Thür angelangt, betete der Arzt noch einmal aus ganzem Herzen zu Gott, wahrte sich nochmals mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und trat dann getrosten Muthes über die Schwelle.

Eine blendende Helle schlug ihm entgegen: denn von allen Seiten brannte eine Anzahl von Wachskerzen; es schien, als sei der Schatten ängstlich fortgewandt, weil hier, in jedem Winkelchen, das er bewohne, zugleich auch der entsetzlichste Graus lauern müsse. Auf einem Ruhebette, der Thüre gegenüber, wand und rang sich eine Gestalt in wunderlich prächtigen Kleidern in den Armen des Schwarzen. Bald streckte sich krampfhaft ein Fuß vor, mit ungeheuerm purpurfarbenem Schnabelschuh; bald ein Arm, dunkel von weiten Kleidern, mit blutrothen Aufschnitten und Wunden. Es war dem Arzte beinahe, als sey das gar kein menschliches Wesen; forschend trat er hinzu, und ein Blick auf das seltsam gestaltete Gesicht hätte ihn fast zurückgeschreckt, nur daß er gleich darauf bemerkte, es liege eine Larve über des Kranken Antlitz. Dieser verhielt sich übrigens jetzt ruhig, obgleich mit entsetzlicher Anstrengung; es schien, um einiger Worte willen, die ihm der Schwarze in's Ohr schrie in einer Sprache, welche der gelehrte Meister Helfrad niemals vernommen hatte.

„Herr!" sagte der Arzt, „Ihr müßt die Larve vom Gesichte thun, des Kranken Antlitz ist dem Medico ein wichtiges Buch." —

Der Kranke schüttelte den Kopf und schwieg. — „Vernimmt dein Herr mich nicht?" — fragte Meister Helfrad den Schwarzen; „soll ich etwa Latein oder Griechisch mit ihm sprechen?" — „Er kann alle Sprachen," erwiederte der Mohr, „Ihr habt Ihn ja wohl fluchen hören, als Ihr kamet; aber thut so wohl, und laßt die Larve an ihrem Platze." — „Ei, davon verstehst du nichts," sagte der Meister. „Werft immerhin die Larve ab, lieber Herr!" — „Willst du denn verrückt werden?" rief der Kranke mit entsetzlicher Stimme, und bäumte sich krampfig in die Höhe. „Wer mich ansieht, wird ja verrückt. Willst du aber dein Unheil, so hab's. Ich drohe manchmal meinem Diener damit, wenn er mich allzuhellflammend erzürnt. Hab's denn, hab's!" Und damit nestelte er an den Bändern der Larve. Der Mohr aber fiel schreiend auf die Kniee, und rief bald seinen Herrn, und bald den Meister an, sie möchten abstehen von ihrem Vorhaben; Jenem zu Gemüthe führend, wie er den Arzt, welcher ihm helfen solle, nicht in Raserei stürzen dürfe; Diesem betheuernd, er selbst habe seines Herrn Antlitz noch nie geschaut, und wisse doch nur allzugut, es sei das Schrecklichste auf der ganzen Welt. Der Kranke lies von den Bändern los und fiel wieder auf sein Lager zurück. Meister Helfrad gab schaudernd nach. Während er nun den Puls fühlte, und sich mit einigen Fragen über den Kranken neigte, seinen Athem zu beobachten, schien es ihm, als funkelten zwei glührothe Augen aus der Larve hervor, daß er entsetzt wieder in die Höhe fuhr. An Arm und Hand und der ganzen Gestalt erkannte der erfahrne Arzt übrigens wohl, er habe einen starken, nervigen, aber sehr ausgezehrten Mann von wenigstens sechzig Jahren vor sich.

Der gute Meister griff zu seinem Kästlein, und begann über der Lichtflamme zweier Wachskerzen eine Salbe zu bereiten, und während sie sich erwärmte, mischte er einen köstlichen Trank. — „Es fehlt Euch an Geschirren, Herr!" sagte der Schwarze, und öffnete einen kostbaren Schrein, drinnen sich

an Gläsern, Violen, Retorten und allem möglichen Geräthe von der Art sonst ein Ueberfluß befand, und Alles vom Schönsten und Besten; ja es standen einige Metallflaschen von so verwunderlicher Art dabei, daß sich Meister Helfrad nicht entsinnen konnte, im Leben ihres Gleichen gesehen zu haben, auch nicht begriff, wozu sie irgend dienen möchten. Da sagte er: „mein Sohn, der Schrein sieht mich ein wenig fremd an. Ich befasse mich nur mit dem, was ich vollkommen verstehe, so weiß ich Gott und Menschen auch vollkommen Rechenschaft zu geben. Mach nur immer wieder zu; ich komme mit meinen paar Geräthschaften schon aus."

Der schwarze Diener warf eilig den Schrank zu; denn sein gräßlicher Herr drohte nach ihm herüber, sprechend: „Du blöder Thor, bist mit dem Wenigen, was du begriffen hast, so schnell und prahlend bei der Hand?" Und zugleich kam die Macht der Krankheit wieder fürchterlich über ihn, und warf seine mühsam gehaltene Fassung zürnend aus allen Fugen. Das ungeheuere Gebrüll begann von Neuem; in vielen Sprachen wechselnd rollten Verwünschungen durch die Larve hervor; die gräßlichsten, schien es, in der unbekannten, welche allen Schrecken des unbekannten Antlitzes verwandt zu sein schien. Der Mohr hielt seinen Herrn in den Armen, und bald erbebte er an allen Gliedern, bald stampfte er wild den Boden und stimmte in die Flüche des Kranken ein.

Derweil saß Meister Helfrad emsig bei seinem Geschäfte, und summte heitern Antlitzes ein schönes geistliches Lied. Es war fast, wie wenn bisweilen zu Nacht ein Wintersturm über die Erde brüllt, und schwarzflüchtige Wolken vor sich hinjagt, und der Mond sieht zwischendurch unangefochten aus seiner Höhe freundlich herab.

Trank und Salbe waren bereit. Der fromme Meister näherte sich seinem grimmigen Kranken, sprechend: „Nun zwingt Eure wilde Natur; denn ohne das vermag auch Gott dem Menschen nicht zu helfen;" und während er ihm den Trank reichte,

und ihm die eingefallenen Schläfe, die stark behaarte Brust mit der heilsamen Salbe bestrich, sagte er immer einen oder den andern guten Spruch von des Höchsten Wegen und des Menschen Irrungen, in Bezug auf das, was er eben that. So lange nun die Schmerzen noch in des kranken Herrn Gliedern wütheten, oder doch nur fast unmerklich nachzulassen begannen, war er zu Allem, was der Meister that und sprach, ganz still und gelassen; aber kaum daß die lindernde Kraft den Sieg gewann, und das Leben ungehinderter durch die Adern zog, sagte er mit vornehm unzufriedenem Wesen: „Ich dächte, Freund! Ihr ließet von Euern langweiligen Spruchweisen und Allegorien ab; sie sind bei mir schlecht angewandt!" — „Das hoffe ich nicht," entgegnete Meister Helfrad freundlich, und fuhr mit Dienstleistungen und erbaulichen Reden in gleichem Maaße fort.

„Spott ihn mir doch stumm, Nigromarte!" sagte der Kranke zu seinem Diener, aber der schlug die Augen nieder, und wandte sich furchtsam ab. — „Was hast Du verheißen? Wozu bist Du hier?" rief der Furchtbare. „Willst Du so schändlich umkehren auf halbem Wege?" Und der Schwarze raffte sich zusammen, und fiel mit einem Strome von Witzreden und Sticheleien den frommen Meister an. Der blieb erst eine ganze Weile ruhig, gab manches treugemeinte Sprüchlein zwischen ein, und linderte des Kranken Schmerzen mehr und mehr. Mit einem Male aber richtete er sich in die Höhe, blickte ernst dem fremden Herrn in die Larve hinein, ohne vor den rothglühenden Augen zurück zu schrecken, und sagte: „Du Mensch, wenn ich meine Hand von Dir abziehe, wo fährst Du binnen hier und dreien Stunden hin?" — „An mir bekehrst Du dennoch nichts!" murmelte der Fremde mit trotziger Scheu. — „Um so mehr," entgegnete Meister Helfrad, „muß Euch an dem bischen Leben gelegen sein." — „Ihr werdet mich doch nicht verlassen, um der paar Scherzworte willen," sprach der Kranke murrend in sich hinein; „da wäret Ihr ja selber ein schöner

Thäter Eures Wortes." — „Hört an, ich will Euch ein für alle Mal was sagen," erwiederte der Meister, „rührt Ihr oder Euer Diener mir irgend mit frechen Worten an solche Dinge, die der ganzen lieben Christenheit heilig sind, so wend' ich Euch im Augenblicke den Rücken, und alles Gold in Afrika und Indien bringt mich nicht wieder her. Macht Ihr aber nur Spaß über mich selbsten, so will ich mich nicht schlimmer darüber erzürnen, als menschlich und verzeihlich ist, und auch das soll nur recht selten kommen, versprech' ich Euch. Schaut her, da ist mein runzlich Angesicht, mein weißes Bart- und Haupthaar — ich dächte, das wären gute Zielscheiben für ein paar Schützen, wie Ihr mir vorkommt." — Er sahe dazu so freundlich und geduldig aus, daß doch die Beiden kein Wort gegen ihn aufbringen konnten; auch schlief der Kranke bald nachher in gelinderem Weh und großer Ermattung ein. Der Arzt belehrte den schwarzen Nigromarte, was er bei seinem Herrn zu thun habe, verhieß, bei guter Zeit wieder da zu sein, und ging, nachdem durch die Wirkung seiner edlen Kunst nicht nur der Kranke, sondern auch das ganze Haus zur Ruhe gekommen war, in tiefem Sinnen heim.

Frau Gertraud lag im ruhigen Schlafe, dem sie sich gottvertrauend ergeben hatte, und erwachte erst am andern Morgen, als Meister Helfrad in der Dämmerung schon wieder leise aus dem Zimmer ging. — „Ei Gott, Vater! wo willst du hin?" fragte sie. „Gedenkst du denn deine Gesundheit gar zu verderben?" — „Nein," sagte der Arzt mit freundlichem Lächeln, „ich gedenke vielmehr die Gesundheit des gefährlich Kranken, zu dem ich gestern gerufen ward, wieder aufzurichten, und im Frühthaue sammeln sich die Kräuter dazu am besten. Halte mich nicht auf, liebe Gertraud! Ich sehe wohl, Du möchtest gern wissen, wie der kranke Herr heißt, und dergleichen, wie es denn der Frauen Art einmal ist: aber ich habe keine Zeit, und hätte ich sie auch — so kenne ich den Mann, den ich heilen soll, noch selbsten nicht." — Damit sagte er

der Hausfrau ein herzliches Lebewohl, und zog singend auf die nahe Wiese hinaus, daß, wer ihn von ferne gesehen hätte, wohl eher auf den Gedanken gekommen wäre, es suche da ein Jüngling Blumen für seine Geliebte, als ein greiser Arzt Heilkräuter für einen Preßhaften.

Die Krankheit des Fremden zeigte sich gegen Mittag auf dem ernsten Wege, den der Meister erwartet hatte; was ihn aber beinahe verwirrte, war ein seltsames Zischen und Pfeifen und Heulen, welches bisweilen, wie von unsichtbaren Fittigen getragen, durch das Krankenzimmer hinzog. Der Verlarvte und der Schwarze schreckten davor zusammen; aber manchmal drohte jener auch wohl mit geballter Faust, und dann ward es auf einen Augenblick stille. — „Herr!" sagte Meister Helfrad, „Ich weiß nicht, wen Ihr da um Euch habet, aber so viel merke ich wohl, Ihr seid des Zeuges nicht mächtig, und ich muß mich wohl in's Mittel schlagen." — In selbem Augenblicke heulte und zischte, und flog und pfiff es ungestümer, als je, und der Kranke sagte mit leiser Stimme: „Meister, Ihr thätet klug, Ihr mischtet Euch in nichts." — Aber der alte Helfrad rief laut und kräftig: „Ihr Gesindel, haltet Ruhe, so lang ein ehrbarer, ernsthafter Mann in der Stube ist; das gebiet' ich Euch in meines lieben Gottes Namen! Und wollt Ihr nicht, so will ich Euch noch schwerer fallen." — Da ward es still, daß man den Gang einer Maus hätte vernehmen können, und Meister Helfrad sagte mit treuherzigem Lächeln: „Ich hab' Euch nun gezeigt, lieber Herr, wie man dergleichen zur Ruhe bringt." — „Kennst Du sie denn?" fragte der Verlarvte scheu. — „Was ist da zu kennen?" entgegnete Helfrad. „Ich weiß von solchem Zeuge nichts: aber man geht auf Gottes Wegen, und spricht in seinem Namen, da machen Einem alle Foppereien Platz." — „So wäre der Weg? so gerade und so sicher?" murmelte der Fremde. Und könnte so eine Einfalt mehr —?" Er hielt inne, und kehrte sich unwillig nach der Wand, als wolle er schlafen; und der Arzt verließ das Gemach.

Gegen Abend kam Meister Helfrad wieder; das Hausgesinde schien in eben so unruhiger Bewegung, als gestern; und schon horchte der alte Mann auf, ob sich abermals das schreckliche Gebrüll vernehmen lasse; aber bald gewahrte er den großen Abstand von dieser Unruhe zu jener. Man bereitete Alles zu einem schwelgerischen Feste; in der Küche flammte und duftete es, wie zu einer Hochzeit; Aufwärter mit leeren Weinflaschen kamen die Treppe herab, und andere eilten mit gefüllten hinauf. Den langen Gang her jubelte ein lustiges Zechlied dem Meister entgegen; viel freche Worte darunter. Als er nun kopfschüttelnd in die Thüre trat, fand er einige junge Bürgerssöhne aus der Stadt bei einem herrlichen Gelage versammelt, den Schwarzen mitten unter ihnen, von dessen Munde eben das wilde, aber dennoch anmuthig lautende Singen ertönte, welches die Andern an den Schlußversen jeder Strophe nachsangen. Auf seinem Bette lag der Verlarvte, und lachte manchmal so gräßlich drein, daß doch die halbtrunkenen Jünglinge zusammenfuhren und scheu nach ihm hinblickten; aber Gläserklingen und Gesang rissen sie bald in den wilden Taumel wieder hinein. Keiner bemerkte dabei die Anwesenheit des frommen Arztes, als der Kranke, welcher aber jetzt über dessen Kopfschütteln und betroffenes Aussehen so gewaltig aufzuwachen schien.

Da trat endlich Meister Helfrad an den Tisch, sprechend: „Was ist das hier für eine gottlose Wirthschaft?" Und ohne weitere Antwort abzuwarten, nahm er die Flaschen, eine nach der andern, vom Tische, so auch die Speisen, und trug sie sorgfältig zur Thür hinaus, indem er sagte: „Ich war beinahe versucht, das Alles zum Fenster hinaus zu schmeißen; aber die Gottesgabe kann ja nichts dafür, daß Ihr sie entweiht," — „Alter, bist du toll?" rief der Verlarvte, „denkst du, ich habe von all' den Sachen nur einen Mund voll genossen? Hältst du mich denn für so dumm, daß ich um eines dreistündigen Gaumenkitzels willen, das ganze Leben wegschmeißen sollte?" —

„Man kann nicht wissen," sagte Meister Helfrad, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. „Ich fürchte sogar, Ihr habt noch einen viel thörichtern Handel gemacht. Ist das Leben nicht minder gegen die Ewigkeit, als drei Stunden gegen das Leben? — Zum Glücke, daß dergleichen Handel noch immer Null werden kann, so lange ein Menschenkind auf dem diesseitigen Ufer steht." — Er war mit dem Hinaustragen fertig, stellte sich vor die bestürzten Bürgerssöhne und sagte zu ihnen: „Ihr Lecker aber, macht, daß Ihr nach Hause kommt, und bittet Eure ehrwürdigen Väter in Demuth um eine tüchtige Züchtigung, damit sie Euch hübsch nachschmerze, wenn Ihr wieder zu einer solchen Schlemmerei geladen werdet, und Euch der Appetit darnach vergehe. Bestellt mir auch drunten, daß sich kein Aufwärter unterstehe, weiter mit dergleichen Zeugs herauf zu kommen, und daß der Koch sein Bratenfeuer ausgehen lasse. Nun marsch, hinaus!" Blutrothen Antlitzes und gesenkten Hauptes schritten die Jünglinge aus dem Zimmer, und Meister Helfrad murmelte freundlich in den Bart: „Die rothe Farbe kleidet Euch gut, närrisches Volk; das ist eine Liverei, daß Ihr noch in eines guten Herren Dienste seid." Der Verlarvte hatte sich indessen ermannt, und wollte es noch einmal wagen, mit seinem gräßlichen Zornesruf den Alten zu schrecken und zu bändigen; aber der Fluch erstarb ihm auf der Zunge, als Meister Helfrad sagte: „Du, sag' mir nichts wider Gott! Ein Richter steht vor Dir über Leben und Tod." — Unmuthig warf sich der Bezwungene auf sein Ruhebette, und seit diesem Abend versuchten weder er, noch Nigromarte, fürder sich aufzulehnen gegen den eben so strengen, als hülfreichen Arzt.

Der nun setzte sein ganzes Leben an das Leben des Kranken mit so ernster Gewissenhaftigkeit, daß man ihn fast niemalen anders sah, als sich in alten großen Büchern Raths erholend, oder Kräuter sammelnd auf den Wiesen, oder stillbetend um Erleuchtung und Hülfe. Da fragte ihn eines Tages Frau

Gertraud, die wohl vernommen hatte, welch' einen schaudervollen Gast die drei Kronen an dem Patienten ihres Ehemannes beherbergten: „wie er doch um eines so gottvergessenen Menschen willen seines eigenen Alters theure Kräfte so zerstörend anspannen möge?" „Frau," sagte Meister Helfrad, „Kranker ist Kranker; das Richten, ob er des Ganges werth sei, steht bei einem Höhern, als bei dem Arzte. So viel aber kann ich wohl einsehen, daß Niemand der Lebensfristung nöthiger bedarf, als eben dieser arme, verirrte Schächer." — Und so griff er wieder nach Mantel und Baret und eilte in's Wirthshaus zu den drei Kronen.

Vor der Kammerthür des Kranken fand er Nigromarte auf einer Bank sitzen und zeichnen, ihm entgegen winkend, der Herr schlafe. — „Recht gut," sagte der Meister; und um bei dem Wachen bei der Hand zu seyn, ließ er sich neben dem Schwarzen nieder, und sah auf dessen Arbeit. Er freute sich, eine schöne, so kräftige als saubere Zeichnung des heil. Georg zu finden, der als Drachentödter über der Thüre des nahen Doms in Stein gehauen war. — „Sprecht mit meinem Herrn von diesem Bilde nicht," flüsterte Nigromarte. — „Warum nicht, junger Bursche?" fragte Meister Helfrad. „Da hast Du etwas recht Lobenswerthes gemacht, und das darf die ganze Welt wissen. Aber eins, sag' ich dir ehrlich, mißfällt mir daran. Was hast du das wunderschöne Schwert nicht mit gezeichnet, welches an des Heiligen Hüfte hängt?" Nigromarte meinte, das sey ja ganz was Gleichgültiges und Außerwesentliches; und da er sah, Meister Helfrad wollte ein sehr ernsthaftes Wort erwidern, eilte er, die Mappe, die er als Unterlage beim Zeichnen gebraucht hatte, aufzuthun, und den Alten durch schöne Malereien und Umrisse darin auf andere Gedanken zu bringen. Der gute Meister schaute das Mehrste auch mit großem Behagen; Manches legte er aber auch ganz achtlos auf die Seite. — „Was seht Ihr mir diese schönen Zeichnungen nicht an?" sagte Nigromarte; „die sind gerade

nach den herrlichen Denkmalen der alten griechischen Kunst entworfen." — „Mein Freund," entgegnete Meister Helfrad, „in der Malerei verstehe ich meistens nur deutsch, allenfalls italisch, in so fern es mit unserer Muttersprache nahe verwandt ist. Die andern gelehrten Dinge schiebe ich bei Seite, wie es ein Ungelehrter mit meinen lateinischen und griechischen Büchern thut. Wer aber freilich eine Kunst erlernen will und ausüben, muß gelehrt darin werden; und deßhalb habe ich auch meinen einzigen Sohn nach Wälschland reisen lassen, um sich dorten einen rechten Grund zum Gebäu zu legen, das er mit Gottes Hülfe nachher, als ein starker deutscher Maler, im Vaterlande aus vielen schönen Bildern zu seiner Nebenmenschen Erbauung aufrichten soll. Bist du nicht etwa als Kunstgenosse mit ihm bekannt worden? Er ist Freimund geheißen."

„O Freimund!" sagte Nigromarte, „ja, Freimund, den kenn' ich wohl." — Und damit begann er viel zu erzählen, wie hoch angesehen der junge Künstler bei allen venetianischen, florentinischen und römischen Meistern sei, und wie es sich die italienischen Großen zur Ehre rechneten, ihn zu bewirthen, und was des Herrlichen und Erfreulichen mehr war. — „Daß er mir nur nicht üppig wird!" seufzte Meister Helfrad. „Zwar— hinter seinem Rücken kann ich es wohl sagen — er nahm ein recht englisches Gemüth mit von hinnen, und wird ja doch das, will's Gott! unter so vielen engelschönen Bildern bewahren. Seine Mutter und ich beten Tag und Nachr dafür. — Sieh, mein lieber Schwarzer, du hast mir doch mit deinen Nachrichten das Herz recht hell gemacht, und um so lieber wollt' ich, du hättest das Schwert am heiligen Georg nicht weggelassen. Denn erstlich ist ein Schwert niemalen eine Nebensache am Mann, wie du vorhin meintest, und dann hat es an diesem Bilde recht deutlich eine Kreuzesform. Ich hoffe, mein Sohn läßt die Kreuzschwerter an keinem Bilde aus. Höre, mein lieber Schwarzer, du dienst einem seltsamen Herrn, um Gott! Du hast es doch nicht gar schon verschworen, ein Kreuz zu

malen?" — Der Kranke regte sich im Zimmer; Meister Helfrad mußte hinein, ohne Nigromarte's Antwort abwarten zu können; als er aber nach einer Weile wieder fortging, händigte ihm der Schwarze das heilige Georgsbild ein, sprechend: „Behaltet das zum Andenken von mir. Seht, ich habe das Schwert wohl noch hinzuzeichnen dürfen." — Und weil wirklich die edle Waffe in ernster Kreuzesgestalt deutlich von des himmlischen Ritters Hüfte herabhing, drückte der alte Mann dem Schwarzen sehr freundlich die Hand, und empfand überhaupt eine gar herzinnige Freude über das Bild.

Wenn Meister Helfrad in diesen Tagen bei der Morgenfrische Kräuter sammeln ging, gesellte sich oftmalen auf den Wiesen eine schlanke Jungfrau zu ihm, von anmuthigem Wesen, und lieblichem, ob zwar etwas bleichem Angesichte; die half ihm auf eine sittig ehrerbietige Weise in seinem Geschäfte, wie es wohl eine gut gerathene Tochter ihrem Vater thut. Sie hatte mit achtsamer Geschicklichkeit alsbald begriffen, welche Kräuter der Meister vorzüglich brauche, und auch die Signatur, die er von den einzelnen Pflanzen erheischte, war ihr fest im Gedächtnisse und im Gemüthe, seitdem ihr der Arzt auf ihre Frage: „Wozu er doch so mühsam selbst umhersuchte, und nicht lieber die Spezereien aus der Apotheke nehme?" folgenden Bescheid gegeben hatte: „Du holdes Kind, genügt's uns denn bei einem Rosse, oder Stier, oder Hunde, daß die Kreatur eben Roß, Stier oder Hund sey? Wir fragen ja doch nach den Kräften und der besondern Weise des einzelnen Thieres, das wir gebrauchen wollen. Wie sollt' ich denn auf gut Glück in die gedörrten Kräuter hinein greifen, denen man kaum ansehen kann, zu welcher Jahreszeit sie gebrochen sind, zu welcher Tageszeit aber gar nicht, und eben so wenig, welch' eine Kraft bei ihrer Formation etwa die andere niedergedrängt hat, und wohin man dahero Beistand oder Widerstand zu schaffen braucht." — Als nun eines schönen Morgens der fromme Meister seiner anmuthigen Gehülfin auf manche ähnliche Fragen

Bescheid gegeben hatte, und beide nach vollendeter Arbeit unter einigen schattigen Lindenbäumen ausruheten, sprach er lächelnd zu ihr: „Es ist nun wohl an der Zeit, daß einmal das Fragen an mich komme, und das Antworten an dich, du holde Maid; wie es mich denn überhaupt recht wunderlich bedünkt, daß Eine deines Geschlechtes so große Lust am Zuhören finden kann. Thue denn deinen lieblichen Mund auf, und erzähle mir etwas von dir; vor Allem aber sage mir, wie du heißest. Zwar wenn nicht eine so wehmüthige Blässe auf deinen Wangen läge, und du nicht manchmal ein wenig ausländisches Deutsch redetest, daran man abnehmen kann, du seist in einer irgend besondern Weltgegend zu Haus, so möcht' ich beinahe ohne Fragen behaupten, dein Name heißt Engel, du anmuthige Erscheinung, aller Demuth und Freundlichkeit voll." — „Ich weiß nicht, lieber Vater, wie Ihr das meint," sagte die Jungfrau, indem ein leises Erröthen über ihre Lilienwangen hinflog, „aber Engel heiß' ich in eurer guten deutschen Sprache wirklich, denn in Wälschland haben sie mich Angela getauft." — „Also in dem schönen Blüthengarten Italien bist du geboren, Engelchen?" fragte der Alte. „Was hat dich denn über die hohen Alpen zu uns herüber geweht?" — „Kein hoffender Frühlingswind," entgegnete das Mädchen, „sondern eine kalte Herbstluft, die mir alle Blätter meines Blumenflors abgehaucht hat. Aber ich denke hier zu Land einen stillen, frommen Winter zu verleben; und wenn mir dann der ewige Frühling aufgeht, tret' ich recht ausgeweint und friedlich unter die Himmelsblumen ein. — Seht, lieber Vater, ich wohnte mit einer alten, schon längst zur Wittwe gewordenen Mutter unweit der heiligen Stadt Rom in einem Wäldchen von Lorbeerstämmen; und wir führten ein friedlich stilles Leben, von aller Welt abgeschieden. In die Stadt kamen wir niemalen hinein; wie sie mit ihren uralten Tempeln und Palästen vor uns lag, sah sie mir immer aus, wie die Fortsetzung der halbgebrochenen Säulen und Mauern, die in unserm Haine standen, und in deren Schatten

ich mit so großem Behagen geistliche Bücher las, oder auch einige schöne weltliche Historien, die mein seliger Vater hinterlassen hatte. Nun fügte es sich, daß ein junger deutscher Maler in unsern Lorbeerwald kam, und sich die Trümmer darinnen abzeichnen wollte. Meine Mutter bewirthete ihn gastlich mehrere Tage lang, und weil er engelschön, und damals auch engelrein war, gewann ich ihn von ganzem Herzen lieb, so daß ich, als er nach einiger Zeit in Ehren um mich warb, und meine Mutter damit zufrieden war, mich ihm gern als seine treue Braut verlobte. Weil er uns aber nun nach Deutschland hinüber führen wollte, und ich einige Scheu empfand vor dem fremden, nördlichen Reiche jenseit der hohen Berge, fing er an, mir viel Anmuthiges davon zu erzählen, auch mich Eure Sprache zu lehren; und — war es, weil ich so mit ganzer Seele an ihm hing, oder lag es nur an der anziehenden Kraft Eures Landes für Jeden, der einmal recht Bekanntschaft damit gemacht hat — bald rauschten in alle meine Träume die deutschen Eichen und Linden herein, in der unermeßlichen Grüne ihrer weiten Forste, und die ernsten, reinen Spiegel der kräftigen Ströme glitten still und stark darunter hin. Von meinen Lippen klangen die Heldenlieder und der Minnesang Eurer großen Dichter, und mit unendlicher Sehnsucht konnte ich mich Tage lang in die Bilder vertiefen, die mein Bräutigam von deutschen Kriegsobersten und frommen Männern und sittigen Frauen gemalt hatte. Je mehr ich nun aber wünschte, den treulieben Gegenden zuzueilen, die mich mit so innigen Grüßen an sich zogen, je seltener sprach mein Bräutigam von unserer Reise, mit je glühenderen Worten begann er die Schönheit Italiens zu preisen, und gab endlich klar zu verstehen, er gedenke sein Leben in diesem Paradiese der Erden zu beschließen. Nun war ich auch darin ergeben, und bat ihn nur, mir recht viele deutsche Bilder zu malen; doch fragte ich ihn, ob denn seine Aeltern gestorben seien, von denen er mir Anfangs so viel sprach, und ihre Güte pries, welche ihm beim Abschiede verstattet hatte, eine

Jungfrau, dafern sie nur keusch und züchtig sei, nach eigner Wahl aus dem fernen Lande mit als Braut in die Heimath zu führen, falls ihm Gott etwa das Herz also lenke. Er aber lachte und sprach: seine Aeltern wären, so viel er wisse, gesund; aber sie führten ein gar zu langweiliges Leben, und auch ich werde bald ein viel besseres, als bishero kennen lernen. Ich erschrack vor ihm; aber ich schob Alles auf die Weinlaune, mit welcher er von Rom, wohin er seit einiger Zeit fast täglich ging, immer zurückzukommen pflegte. In diesen Tagen verschwanden aus seiner Werkstatt die deutschen Gemälde und die Conterfeie der Heiligen; er zeichnete nur nach alten Steinbildern aus den Heidenzeiten her, und lachte mich aus, wenn ich ihn wehmüthig um Gestalten bat, wie sie in frühern glücklichen Tagen sein Pinsel so gern und lieblich erschuf. Das seien nur kindische Tändeleien gewesen, sagte er; jetzt wandle er auf der einzig rechten Bahn der Natur und der göttlichen Freiheit. Ich konnte aber nichts Göttliches dabei verspüren, vielmehr traf ich oft ungeziemende Bilder bei ihm an, so daß ich mich fürder nicht mehr in seine Werkstatt wagte. Meine gute Mutter bemerkte, Gottlob! seine Veränderung nicht, und starb in Frieden und Hoffnung, uns Beide nochmals feierlich einsegnend, dahin. Ach mit welchem flüchtigen, oberflächlichen Welttroste verwundete nun der einst so innige Jüngling mein Herz! Er wollte mich gleich nach Rom führen, und da ich durchaus nicht darauf hörte, zog er selbst hinein, um, wie er sagte, unser künftiges Hauswesen vorbereitend zu ordnen. Aber ich hörte mondenlang nichts von ihm, und so wagte ich mich eines Tages in die große Hauptstadt der Welt hinein, und schritt, von dem ungewohnten Geräusche, das mich umtoste, Thränen der Angst in den Augen, nach der Gegend seiner Wohnung zu, die er mir oft beschrieben, und auch einstens gemalt hatte. Nun stand ich vor dem zierlichen Gebäude, das mich mit seinen hellen Fensteraugen eben so freundlich ansah, als jenes auf dem Bilde; mit gleicher Lieblichkeit leuchteten durch das nahe Gartengitter die goldenen

Pommeranzenfrüchte aus ihrem dunklen Laube zwischen hochblühenden Blumen hervor. Und doch konnte dieß meines Bräutigams Wohnung nicht seyn; denn das rohe Jauchzen eines schwelgerischen Gelages drang daraus hervor, und ließ nur wenige Töne einer köstlichen, vielstimmigen Musik zwischendurch vernehmlich werden. Ich wollte mich abwenden für immer, aber ich liebte ihn, wie mich selbst; und den Verlornen wieder zu suchen, dachte ich, ist ja auch Gottes Gebot. So ging ich denn betend und zuversichtlich die Marmortreppen hinauf, und trat in die Thür des Speisesaals ein. Die Schwelger stutzten erschrocken vor meiner Erscheinung, denn ich war in tiefer Trauer um meiner Mutter Tod, und in der allgemeinen Stille ging ich auf meinen, mit Rosen gekränzten, von Salben duftenden Bräutigam zu, und führte ihm Zeit und Ewigkeit zu Gemüthe: die Welt und Gott. Erst war es, als sei er gerührt und erschreckt, aber der Strudel seiner Verderbniß riß bald wieder meine Worte von seinem Herzen; er sprach viel von einem heitern, beseligenden Künstlerleben; er hatte die Frechheit, mich mit dazu einzuladen, ja er pries meine Schönheit auf eine unsittige Weise. Da ging ich fort, und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ich hörte wohl, er sei als Liebling eines mächtigen Fürsten mit dem nach Griechenland gereist; ich aber machte meine kleine Besitzung zu Gelde, und bin nun hieher gepilgert nach dem holden Deutschlande; denn das liebe ich an meines armen Bräutigams Stelle, und darf gewißlich hoffen, daß es mir nun nimmermehr so verloren geht, wie er mir verloren gegangen ist.'

Dem Mädchen liefen die hellen Thränen aus den Augen, und der alte Meister sagte: „Das wird ja Gott schon verhüten, daß dir und allen seinen Engeln Deutschland also verloren gehe!" — Dann aber sprach er mit leiser, fast erlöschender Stimme: „Verkünde mir's nur frei heraus, liebes Kind, hast du den Bräutigam nicht etwa Freimund geheißen?" — „Ach Gott, ja!" sagte sie, noch heißer weinend; „und weil Ihr so

fragt, seid Ihr doch wohl sein Vater, der berühmte Meister Helfrad, der ja in dieser Stadt wohnen soll? Ihr seid mir schon all' die Tage her so vorgekommen, und ich hatte nur nicht Muth, zu fragen." — „Ja freilich bin ich's!" sagte der Alte, „mein gebrochenes Herz giebt dessen Zeugniß genug." — Da kniete Engel weinend in das Gras, und der Alte legte ihr seine beiden Hände zum Segnen auf das dunkle Lockenhaupt. — Nach einer Weile fing er wieder an und sprach: „Bist du denn dem Freimund gar nicht mehr gut?" — „Ach lieber Himmel!" entgegnete sie, „wie könnt' ich nur davon lassen?" — „Nun, so wollen wir Beide jetzt, und auch künftig recht oft, mitsammen für ihn beten, Engelchen!" sagte der Alte, und kniete zu ihr nieder in's Gras. — Erst beteten sie Beide stille, dann lauter, und endlich ganz laut, und reckten ihre Hände weit gegen die Wolken aus; und statt durch einander gestört zu werden, schien es vielmehr, als flammten die Worte des Einen die Worte des Andern zu immer innigerer Begeisterung an, wie man sich wohl denken könnte, daß zwei Seraphim mit verbundenem Flügelschlage, einander umarmt haltend, gegen den Himmel emporstiegen.

Was sie aber endlich unterbrach, war das laute, fast ungestüme Schluchzen eines Dritten, unweit von ihnen. Sie wandten sich darnach hin, und wurden des Schwarzen gewahr, welcher sein Angesicht über den nahen Bach gebeugt hielt, es eben so emsig mit dessen Fluthen, als mit den eigenen Thränen waschend. Als er sich aber empor richtete, und nach den Beiden herschaute, da hatten Bach und Thränen die furchtbare schwarze Farbe mit fortgespült, der hohe, feurig gelbe Turban fiel in's Gras, und goldgelbe Locken ringelten sich statt dessen über die Schläfe hin. Freimund war es, der in tiefer, wehmüthiger B?schämung vor Vater und Braut in die Kniee sank, immer unter seinen Thränen seufzend: „O Gott, o Gott! sie beten für mich, und ich zerreiße ihr Herz!" — „Aber du heilst es auch wieder," sagte Engel, freundlich über ihn geneigt, und

seine Wange streichelnd. Und der Alte gab ihm die Hand, richtete ihn mit einem kräftigen Zuge in die Höhe, und sprach: „Will uns doch der himmlische Vater annehmen, wenn wir als verlorne Söhne wieder zu Hause kommen; was sollt' es denn ein armer irdischer Vater nicht thun!" — Damit herzte er und küßte ihn, und dankte Gott für die Erhörung des Gebetes; dann aber sprach er: „Nun fasse dich als ein Mann, und sage uns in kurzen Worten, wie du an den furchtbaren Kranken gekommen bist, und wie es jetzt eigentlich mit dir steht." — „Vater!" entgegnete Freimund, „ich fand ihn in den unterirdischen Gewölben einer alten Villa, und da ich mich vor ihm und seiner Larve entsetzte, sprach er mich freundlich an, und führte mich durch wunderliche Gänge zu einigen so herrlichen Steinbildern, als ich droben nimmermehr wahrgenommen hatte. Und so band er mich erst durch die Kunst an sich fest, und durch sein reiches Wissen von dem fröhlichen Leben der alten Griechen. Und dann ermahnte er mich zu solch' einem fröhlichen Leben selbst; Gold, mehr als ich begehrte, in meine Hände schüttend, und mehr, als ich zu verbrauchen wußte. Aber auch diese verderbliche Kunst lehrte er mich bald; ich war der weichlichste und begehrendste Schwelger in Rom, und ungenügsam in der äußern Welt umhertaumelnd, begann ich an die Pforte der Unsichtbaren zu klopfen, nicht, daß sie mich erleuchte, sondern daß sie mir diene. So hatte mich nun der furchtbare Führer ganz in seinen Bannen. Ihr habt es wohl gemerkt, Vater! wie er mit gewaltigen Geistern in Verbindung steht; da sollte denn ich der Theilnehmer aller seiner Geheimnisse werden, und in seiner Geleitschaft den Menschen und der Natur gebieten, wie es die griechischen Götter vor Zeiten gethan." — Der Vater kreuzte sich und den Sohn, und sagte: „Das heißt wohl recht in eigner Kraft vom Tempel fliegen wollen." — „Nun sollte ich noch erst Alles von mir werfen," sagte Freimund, „was mich an Deutschland und Aeltern und Christenthum festhielt. Bis dahin, hieß es, müsse ich ein

Diener bleiben, und in saturninisch dunkler Farbe einhergehen, und den häßlichen Namen Nigromarte führen. Sei aber die Probezeit um, so solle ich einen schönen Göttternamen erhalten und selbst ein wunderschöner Jüngling werden, und auch mein Führer könne sich dann verjüngen, und — der Larve nicht mehr bedürfend — die Schrecken von seinem Antlitze abstreifen, welche einstmalen eine verunglückte Beschwörung drüber hingeschleudert hat. Zur entsetzlichen Prüfung kamen wir in diese gute Stadt, ob ich wohl vom frechen Witze genugsam besessen sei, um Vater und Mutter und Heimath unter fremder Gestalt zu verhöhnen; und dann sollte ich dem Allertheuersten, an den die klugen Helden nicht glauben, auch noch entsagen. — O Gott sei Preis! der den Furchtbaren auf das Krankenlager warf, und so die Weihung, nach der ich hintaumelte, zu nichte machte." — Und wieder sank er betend nieder, und Vater und Braut beteten stillfreudig mit ihm. Dann erhuben sie sich alle Drei. — „Führe die Braut nach Hause," sagte Meister Helfrad, „stelle sie der Mutter vor, und erzähle der Alles." — „Ach!" seufzte Freimund, „wenn man der frommen, weichmüthigen Frau doch nur den Jammer verschweigen dürfte!" Aber der Vater sprach sehr ernst: „Wahrheit ist nicht nur gut Ding, mein Sohn, Wahrheit ist auch das allerbeste Ding; denn ohne die Wahrheit giebt es keine Liebe." — Freimund neigte in demüthiger Ergebung sein Haupt, und wandelte an Engel's zarter Hand, von Engel's lieblichen Tröstungen gekühlt und ermuthigt, heim; Meister Helfrad ging zu seinem Kranken. Mit ernstem Angesichte trat er vor dessen Bette, sprechend: „Ich habe meinen Sohn wieder zu mir genommen, Herr! Es wäre schon früher geschehen: aber ich erfuhr erst eben, daß er in Euren Diensten stand. Macht Euch also auf diesen Diener keine Rechnung mehr." — Und damit fing er an, Salbe und Trank zu bereiten, wie gewöhnlich, und aufzulegen und einzugeben, als ob weiter nichts vorgefallen sei. Der Verlarvte zitterte heftig. Endlich brachte er die Worte heraus: „Und

willst mich nicht verlassen? Und willst mich dennoch heilen?"— „Ei," entgegnete Meister Helfrad, „was ist da noch zu fragen; bin ich ja doch von Gott und meiner Obrigkeit zum Arzte verordnet." — Der Kranke seufzte schwer, und drückte seines Pflegers Hand. Dann fing er wieder an: „Hat dir Nigro—" „Das verbitte ich!" fiel der Meister ernsthaft ein; und jener sprach, sich verbessernd: „Hat dir Freimund verrathen, wer ich bin? Ihm bindet doch ein ernster Eid die Zunge." — „Versteht sich, daß er ihn hält," entgegnete der Meister, „und daß mein Sohn doch sein Umwenden nicht gleich mit einem Meineide begonnen haben wird." — „Ich will es dir anvertrauen, wenn du es gebeutst," sagte der Kranke, „und du wirst erstaunen. Ach! es geht mir schwer über die Lippen." — „Gebt Euch keine Mühe", erwiderte Meister Helfrad, „ich bin eben nicht neugierig, und Gott verhüte, daß ich Euern Zustand irgend erschweren sollte." — Dann eilte er nach Haus, und fand den Sohn in den Armen der weinenden, verzeihenden Mutter und der überseligen Braut. Bald darauf nahm der verständige Hausvater Frau Gertraud bei Seite, und bat sie ernst, ihrem Kinde die Haltung jenes Eides nicht durch Fragen zu erschweren. „Denn," sagte er, „du hörst wohl bisweilen gern etwas Neues, und das wieder eingepflanzte Bäumlein mag kaum noch recht feste Wurzeln geschlagen haben. Ueber Jahresfrist, hoffe ich, sollst du ihn fragen, so viel du willst."

Meister Helfrad's Hoffnung betrog ihn nicht. Die altdeutsche Liebe und Kraft in Freimund's Herzen gewann bald ihre ehemalige feste Herrschaft wieder, noch gestählt durch die Versuchungsstürme, welche sie hatte zu Boden kämpfen müssen. Eine schönere Prüfungszeit bestand jetzt der Jüngling unter den Augen der Aeltern und Engel's Besitz, und die treue altväterliche Kunst leuchtete auch ihrerseits dem wiedergekehrten Sohne mit himmlischer Erquickung vor.

Derweile war der Verlarvte von seiner Krankheit genesen, und als ihn Meister Helfrad entließ, und ihm viele fromme

Warnungssprüche mit auf den Weg gab, hörte er sehr geduldig zu, und sagte endlich leise und scheu: „So glaubt Ihr denn wirklich, daß ich noch zu retten bin?“ — „Warum nicht,“ entgegnete Meister Helfrad, „der alte Gott lebt ja noch!“

Da bat ihn der Genesene demüthig, ihm Vergunst zu verschaffen, daß er in einem Kloster, hier in der Stadt, Pönitenz thun möge. Freilich, die Larve müsse er vorbehalten, denn sein Gesicht sei allzugräßlich; — auch funkelten wieder die glührothen Augen so seltsam durch, daß Meister Helfrad wider alle seine Gewohnheit, die seinen niederschlug; — so wünschte er auch seinen Namen verhehlen zu dürfen, auf daß nicht die Furcht der Klosterbrüder dadurch allzusehr gereizt würde, oder vielleicht eine unzeitige Neugier erweckt, wegen vieler seltsamen Geheimnisse in seinem und noch eines Andern Leben. Meister Helfrad versprach zu thun, was er könne, und richtete auch in Kurzem Alles nach den Wünschen des Verlarvten ein. Aufgenommen in die heiligen Mauern von Mariahülf, that nun dieser eine so innige und strenge Buße, daß er allen Bewohnern des Klosters, wie anfänglich zum Grauen, so nachher zur Erbauung gereichte. Auch wurde seine Stimme immer milder, das Leuchten seiner Augen immer weniger furchtbar, ja endlich anmuthig freundlich. Da sagte einstmalen der Abt im vollen Convente zu ihm: „Büßender, mir verkündet es der Geist, daß deine Sünden dir vergeben sind, auch daß dein Antlitz wieder ein menschliches geworden ist, und du es nicht fürder unter dieser entsetzlichen Larve zu verstecken brauchst. Deshalben gebiete ich dir, thue die starre Umhüllung von dir.“ — Der Büßende neigte sich demüthig, des Abtes Gebot vollziehend, und ein himmlisch-lächelndes Greisenantlitz leuchtete den erstaunten Brüdern entgegen. Da priesen alle zusammen Gott, nahmen den Erretteten in ihre fromme Gemeinschaft auf, und nannten ihn Bruder Redivivus.

Freimund lebte indessen an Engel's Seite, nach abgelaufener Prüfungszeit mit ihr verehlicht, ein seliges Leben, und

als er den Bruder Redivivus zum ersten Male bei einer Procession sah, und erfuhr, wer er sei, schwand auch der letzte Schatten aus seinem Dasein. Es war ihm, als habe nun auch er erst völlige Vergebung seines Fehls erlangt, und er malte Redivivus's Bild so lebendig und liebevoll, daß es das Meisterstück seines weit gepriesenen Pinsels ward. Nach drei Jahren, als eben Freimund und Engel ihr erstgebornes Söhnlein von der Taufe zu Hause trugen, die ehrbaren Aeltern dabei, begegneten sie dem Leichenzuge des Bruder Redivivus. Er war sanft im Herrn entschlafen, und der Taufzug wandte sich, und Meister Helfrad und Gertraud, Freimund und Engel und ihr holdlächelnder Säugling begleiteten allzumal den versöhnten Gestorbenen zur Ruhe.

Leute, die lange nachher das Bild des Meister Wagner, der Doctor Faustus Zauberschüler gewesen, zu Gesicht bekamen, wollten eine große Aehnlichkeit mit Freimund's Gemälde vom Bruder Redivivus bemerken, nur daß jenes wie ein abwärts sinkender Dämon, dieses wie ein aufsteigender Cherub anzusehen war.

Der Arzt.

Eine Skizze von Professor Dr. Naumann in Bonn*).

Das Verhältniß des Arztes ist aus verschiedenen Gesichtspunkten aufzufassen, denn man kann denselben, in Beziehung auf seine Wissenschaft und auf seine Kunst, so wie in seiner Stellung sowohl den Kranken, als seinen Mitärzten gegenüber, endlich als Staatsbürger, der Betrachtung unterwerfen. Um uns hier nicht in weitläuftige Erörterungen zu verlieren, werden wir uns auf kurze Winke beschränken müssen.

Ist von der Gelehrsamkeit die Rede, so kann dieser Ausdruck, wie Percy erinnert, in einem sehr verschiedenen Sinn gebraucht werden. Will man durch denselben anzeigen, der Arzt sei aufgeklärt, frei von jeder Einseitigkeit und von allem Vorurtheil, so breitet sich sein Ruf bald aus, und er wird von Allen gesucht. Versteht man dagegen unter Gelehrsamkeit weitläuftige Studien, minutiöse Bekanntschaft mit allen Schriften und Systemen, so wird das Vertrauen zu dem Inhaber solcher Kenntnisse, als praktischem Arzt, eben kein sehr allgemeines sein. Viele Aerzte aus dem großen Haufen benutzen sogar dieses Vorurtheil, denn indem dieselben nur ihre Erfah-

---

*) Wir verweisen auf die wichtigsten Schriften über diesen Gegenstand, welchen mit größerer Ausführlichkeit abzuhandeln, die uns gesteckten Grenzen verbieten, und bemerken nur, daß Hufeland über die verschiedenen Verhältnisse des Arztes am vollständigsten sich ausgesprochen hat.

rungen, d. h. die Zahl ihrer Krankenbesuche im Munde führen, bezeichnen sie selbst diejenigen ihrer Collegen mit dem Namen von speculativen Stubenärzten, welche mit weiser Sparsamkeit ihre Zeit zwischen Theorie und Praxis zu vertheilen bestrebt sind. Freilich gibt es unter den Aerzten auch einseitige Pedanten, welche mit staubigen Bücherſammlungen mehr, als mit der Welt bekannt, viel mehr zusammengelesen haben, als sie zu verarbeiten im Stande sind; die, wo sie handelnd auftreten, durch das Chaos ihrer wüsten Gelehrsamkeit betäubt, aus einer Absurdität in die andere verfallen, und von dem rohen Empiriker mit Leichtigkeit aus dem Sattel gehoben werden. Aengstliche Sylbenstecher und scrupulöse Notizenbewahrer sind des Namens von gelehrten Aerzten unwürdig. Citationen häufen, selbst dabei mittelmäßige, und sogar die unbekanntesten Schriftsteller nicht verschonen, die unbedeutendsten Stellen als gültige Gewährschaften aufführen, Lappen auf Lappen leimen, um literarische Mosaik daraus zu verfertigen, ist nicht des Gelehrten würdig, sondern des Compilators, der, indem er durch kleinliche Untersuchungen die colossalen Riesenwerke erhabener Geister unterwühlt, gleich dem Beduinen der Wüste, aus dem Tempelschutt unsterblicher Werke ein dürftiges Obdach sich zusammenflickt. Von solchen gelehrten Notisten gelten Cicero's Worte: „Hoc solum desiderant, ut videantur eruditi, non ut sint; et ut cito turgescant titulis, quos nunquam meruerunt.“ — Selbst gute Aerzte machen wohl solcher Wortkramereien sich schuldig, und als Muster in dieser Hinsicht macht Percy auf die Anthropologie von Johann Riolan aufmerksam, die am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien. In bunten Reihen finden sich hier fast auf jeder Seite die Namen Plato, Cicero, Vitruv, Ovid, Augustin u. s. w. Kirchenväter und erotische Dichter, esoterische und exoterische Schriftsteller, welche oftmals allen Verstand aus dem Werke selbst hinausdrängen.

Gewiß sind Bücher dem Arzte unentbehrlich, aber bei

ihrer Benutzung gilt vorzugsweise für ihn der Rath von Montaigne. Es giebt nämlich Schriften, die man nur einmal zu lesen braucht, andere muß man dagegen fast auswendig lernen, und daher sollte die Büchersammlung des Arztes zunächst nur aus der verhältnißmäßig geringen Anzahl der letzteren bestehen. Knechtische Ehrfurcht vor den Schriften der Alten hält den menschlichen Geist in seinem kühnsten Auffluge unnatürlich zurück. Bedenken wir, daß, dem fortschreitenden Entwicklungsgange der menschlichen Seele entsprechend, die Alten einer frühern, jugendlicheren Periode angehören, so heißt es ja offenbar, aus dem kräftigen männlichen Alter in Kindheit zurücksinken, wenn man nur auf die Schriften der Vorzeit vertrauend, der Gegenwart den Rücken zukehrt, und aus jeder, selbst aus den unbedeutendsten Phrasen eines Hippokrates oder Galenus, irgend einen verborgenen und tiefen Sinn herauszuklauben bemüht ist. Mit vollem Rechte verdienen die ehrwürdigen Alten unsere Hochachtung; aber der Genius der Menschheit schwingt auch uns seine leuchtende Fackel. Wahrheit ist sein Panier, und es wäre bitterer Hohn, behaupten zu wollen, daß die Gegenstände im glänzenden Tageslichte undeutlicher geworden seien, als zu der Zeit, da noch dämmernde Morgenröthe die menschlichen Erkenntnißkräfte überdeckte. Wer nur in den Schriften von Griechen und Arabisten lebt, kann als tüchtiger Archäolog ausgezeichnet sein, wird aber so wenig zum Arzte taugen, als der Philolog, der sich mit Untersuchungen über den Staatshaushalt untergegangener Völker beschäftigt, deshalb allein als Staatsmann betrachtet werden kann. Gelehrsamkeit und praktische Erfahrung müssen Hand in Hand gehen, und erstere kann nur als Ergänzung und als Regulativ für die letztere angesehen werden. Daher bemerkt Owen so schön und richtig: Hi mihi doctores semper placuere, docenda qui faciunt, plus quam qui facienda docent.

Die Gelehrsamkeit des Arztes, wenn sie nicht eine blos historische Erkenntniß begründen soll, muß der ärztlichen

Kritik den Weg bahnen; nicht jener beschränkten und nach gewöhnlicher Recensentenmanier einseitigen, sondern aus der Fülle gewonnener und geistig bearbeiteter Materialien hervorquellenden, — durch welche der Arzt zum wahren Naturforscher sich erhebt, durch welche das Gefühl für das Rechte und Wahre in seiner Kunst und Wissenschaft zur Intelligenz sich steigert, durch welche endlich der instinktmäßige praktische Takt, — mit welchem alle Routiniers so heillosen Unfug treiben, — erst seine wahre Bedeutung erhält.

Ueber das blinde Tappen und Greifen in der Medicin, welches unter dem Namen der crassen Empirie bekannt ist, verlohnt es sich kaum, etwas Besonderes hinzuzufügen. Der Gegenstand ist längst bis auf den Grund erschöpft worden: aber es geht hier, wie in so vielen menschlichen Dingen: die ausgesprochenen Wahrheiten verhallen spurlos in öden Räumen, und der Schlendrian treibt jetzt, wie vor Jahrtausenden, sein bequemes Handwerk ruhig fort. Es bedarf wahrhaftig keiner Worte, zu beweisen, was von Menschen zu erwarten ist, die, mit einer Zahl von numerischen Recepten im leeren Schädel, auf gut Glück in das verwickelte Spiel der Lebenskräfte die frevelnden Hände mischen. Das klägliche Beginnen solcher Stümper erinnert an den Sumpf, in welchem jede Bewegung stockt, der nichts als Ungeziefer in sich schließt, und weit und breit die Umgebungen verpestet.

Aus der oben gegebenen Bestimmung der Art und der Schranken der ärztlichen Gelehrsamkeit, ergiebt sich zugleich, in wie fern von einer ärztlichen Theorie die Rede sein kann. Ein merkwürdiger, unser Zeitalter vortheilhaft auszeichnender, Charakter ist es, daß man, durch die Erfahrung verflossener Jahrhunderte belehrt, nur ängstlich und mit einer gewissen Scheu, theoretische Ansichten in Erfahrungswissenschaften geltend zu machen sucht. Dürftiger Einseitigkeit wird dadurch kraftvoll entgegen gewirkt, und, indem man von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, ernster Forschung den Weg bahnt, wird zwar

die Gründung von abgeschlossenen Systemen erschwert, aber dafür ist das Gewonnene durch den Stempel der Wahrheit gesichert. Wenn consequent durchgeführte Theorien mit dem innersten Wesen des Naturstudiums überhaupt im Widerspruch zu stehen scheinen, so gilt dieses vor Allem von der Heilkunde, deren Theorie, um vorgefaßte Meinungen fern zu halten, durchaus nur eine approximatorische sein darf, daher mehr wie jede andere, auf strenge Consequenz verzichten muß. Der bessere Theil der Aerzte ist über diesen Punkt einverstanden, und die immer inniger werdende Verschmelzung der Solidar- und Humoralpathologie, dürfte als Unterpfand dafür angesehen werden. Ein geistreicher Arzt, S. G. Vogel, bemerkt mit vollem Recht, daß Empirie und Dogmatismus sich die Hand bieten müssen, wenn beide ihren Zweck erreichen wollen, so weit er erreichbar ist. Kein Krankheitsfall, fährt derselbe weiter fort, gleicht ganz dem anderen, so wie keine Physiognomie der andern. Daher der Werth der Behauptung überhaupt so precär, so unzuverlässig, so mißlich, und die Resultate ihrer Anwendung in ähnlichen oder gleichscheinenden Fällen so verschieden sind. Daher selbst die widersprechenden Erfolge des gleichen Verfahrens und der gleichen Arzneimittel. Hier zeigt sich nun der große Werth und die Unentbehrlichkeit einer aus dem Leben geschöpften Theorie, welche aus mehreren Erscheinungen und Umständen, das Wesen eines Krankheitszustandes hervorzuheben versucht, alles Trügliche, Zweifelhafte, Mißdeutige in den Symptomen und Gefühlen untersucht und prüft, das Zufällige von dem Wesentlichen absondert, und dann erst die Heilart wählt und bestimmt. In so fern jede wesentlich verschiedene Krankheit, durch wesentlich verschiedene Symptome sich ankündigt, lernen wir dieselben als eben so viele, durch bestimmte Kennzeichen wesentlich von einander verschiedene Zustände von einander unterscheiden. Jede normal erfolgende Function ist eine innere Veränderung; jede krankhafte Modification derselben, ebenfalls. Indem wir daher alle Merkmale zusammenfassen, durch welche eine beson-

dere Function von der Regel abweicht, die gleichzeitigen Aeußerungen anderer Functionen mit ihr vergleichen, und zugleich die anatomischen Verhältnisse der Theile berücksichtigen, vermögen wir allein die innere krankhafte Veränderung, in so fern dieselbe ein Object der wissenschaftlichen Pathologie ist, mithin immer nur durch Annäherung zu erkennen. Daher ist selbst die einfachste Beobachtung im Grunde nur der erste Anfang der Speculation, und das Aneinanderreihen mehrerer Beobachtungen, kann ohne eine gewisse Theorie gar nicht gedacht werden.

Ganz besonders wichtig ist das Verhältniß des Arztes zum Kranken, und ich verweise in dieser Beziehung vorzugsweise auf die Darstellung von Hufeland (Journ. d. prakt. Heilkunde, Bd. XXIII. St. 3.). „In seinem medicinischen Handeln," heißt es daselbst, „wende daher der Arzt die größte Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit an. Nichts behandle er oberflächlich, sondern Alles gründlich und nach seiner besten Einsicht. Nie betrachte er den Kranken als Mittel, sondern immer als Zweck; nie als bloßen Gegenstand eines Experimentes, sondern als Menschen, als höchsten Zweck der Natur. Zwar ist es selten möglich, daß die Fehler des Arztes von einem Tribunal gerichtet oder bestraft werden könnten, da Alles auf die genaueste Bestimmung des Falles ankommt, die hinterher fast nie auszumitteln ist. Aber desto sicherer und desto furchtbarer wartet seiner ein inneres Tribunal, das Gewissen."— Daß übrigens Geschicklichkeit und Kunst nicht allein den glücklichen Arzt vollenden, sondern daß sein ganzes Benehmen von großem Einfluß sei, versteht sich von selbst. Dieses ist so einleuchtend, und die Regeln für dasselbe gehen so unmittelbar aus der gewöhnlichen Politik,— die aber freilich immer auf tiefes Rechtsgefühl gegründet sein sollte,— hervor, daß wir uns bei ihrer Auseinandersetzung nicht länger aufhalten dürfen. Aber das Eine wollen wir erinnern, daß es unter der Würde des Arztes ist, durch geschwätziges Wesen, durch Neuigkeitskrämerei u. dgl., seinen Kranken sich beliebt machen zu wollen. Er sinkt dann

nur zu leicht zum faden und leeren Stutzer, oder zum alten Narren herab, und er muß in den Augen jedes Besseren verlieren, wenn er, um Interesse zu erregen, Chronique scandaleuse geschäftig von Haus zu Haus trägt. Der beste Arzt ist immer derjenige, der zugleich seinem Kranken Freund in der wahren Bedeutung des Wortes ist. Nur dehne derselbe Gefälligkeit und Freundlichkeit nie auf Kosten einer besseren Ueberzeugung aus. Mit Consequenz und Charakterstärke muß er sich gegen jeden Eingriff in sein Heiligthum, die Kunst, verwahren, und wahrlich, er hat keine Ahnung von derselben, wenn er vom Eigensinne des Kranken Heilwege sich vorzeichnen läßt, die nur aus seiner Intelligenz ausgehen können.

Das Verhältniß des Arztes zu seinen Collegen bedarf im Grunde eben so wenig eines Commentars, denn es gestaltet sich dasselbe, wo das moralische Gefühl nur nicht ganz untergegangen ist, von selbst auf eine würdige Weise. Wer eine Zeit lang Zeuge von dem meist gehässigen Treiben gewesen ist, mit welchem praktische Aerzte, die an demselben Orte vereinigt leben, sich gegenseitig zu schlagen bemüht sind, wird gewiß sein Auge gern von diesem Gegenstande ablenken, der nur mit Betrübniß und mit gerechtem Unwillen erfüllen kann. Noch widriger erscheint dieses Verhältniß in größeren Städten, wo nicht selten eben diejenigen, welche mit der größen Bitterkeit auf einander hernieder zu sehen gewohnt sind, zu Festgelagen sich vereinigen, um hier, durch eine künstlich erregte, fröhliche und gemüthliche Stimmung von einer Stunde, den mit dem Leben verwachsenen Groll auf kurze Zeit einzuschlummern; so daß es scheint, als sei die sichtbar werdende ephemere Herzlichkeit einem Rausche zu vergleichen. — Man sucht gewöhnlich den nächsten Grund der unter Aerzten so häufig stattfindenden Spannung, im Brodneid, und allerdings mag diese Hydra bei Männern, welche nicht vom Staate besoldet, von einzelnen Familien die Mittel zu ihrer Subsistenz zu erwerben angewiesen sind, in besonders hohem Grade wirksam seyn; denn die von

Tag zu Tag vortheilhaft steigende Bilanz in den finanziellen Verhältnissen eines gesuchten Arztes, kann der Mißgunst seiner Collegen eine ununterbrochene Nahrung gewähren. Ausserdem scheint aber auch noch ein anderer, eben so wichtiger Umstand hier obzuwalten; ich meine Lieblosigkeit, mit welcher bei weitem die meisten Aerzte das praktische Handeln ihrer Mitärzte zu beurtheilen pflegen,— die Unduldsamkeit, welche zunächst aus Eigenliebe und aus thöriger Ueberschätzung seiner selbst hervorgeht, aber auch aus dem Mangel an positiven Bestimmungen erklärt werden muß, welchen alle Wissenschaften, deren Object schlechthin ein äußeres ist, mit einander theilen. Durch sie wird der Grund zu gegenseitiger Erbitterung gelegt, die nothwendig um so höher steigen muß, je weniger eine entscheidende Widerlegung durch die bestrittene Thatsache selbst der Natur der Sache nach in den meisten Fällen möglich gemacht werden kann. — Auf die gehässigste Weise spricht sich der ärztliche Neid wohl dann aus, wenn er, entferntes Verdienst willig anerkennend, jede Beförderung der Wissenschaft und Kunst durch Collegen, die ihm nahe stehen, zu verkleinern sucht, oder ihnen wenigstens die Neuheit streitig zu machen sich bemüht. Es erfüllt, wie Stieglitz irgendwo bemerkt, mit tiefem Unwillen, wenn man solche Untersuchungen nur verfolgen und ihnen Gewicht beilegen sieht, um großen Verdiensten um die Wissenschaft und die Menschheit die Huldigung zu entziehen, auf welche sie Anspruch machen dürfen. — Wenn wirklicher wissenschaftlicher Eifer und reges Streben für Erkenntniß die Aerzte beseelte, so würden sie gemeinsam nach Vervollkommnung ihrer noch so schwankenden Kunst ringen, und helfend und rathend würde Jeder dem Andern zur Seite stehen. Dazu sind aber leider bei der Menge, welche das Erlernte nur als dienende Magd und als Erwerbsmittel zu betrachten gewohnt ist, keine Aussichten vorhanden. Nur der reine, über den eitlen Schimmer der Gegenwart erhabene Mensch, wird als Arzt seinen Genossen auf der dornenvollen Bahn des ächten Künstlerlebens

voranschreiten, wenn er auch nichts als Undank und Lieblosigkeit für sein redliches Bestreben gewinnen sollte.

Was über das Verhältniß des Arztes zum Staate gesagt werden kann, hat der vortreffliche Stieglitz geistvoll entwickelt, weshalb wir nur einige Zusätze uns erlauben. Die Freiheit des Arztes spricht sich in der Unmöglichkeit aus, ihn in eine unmittelbare Abhängigkeit vom Staate zu versetzen. Niemals kann derselbe, als praktischer Arzt, zu einem vom Staate besoldeten Beamten werden, weil dadurch seine Freiheit unbillig beschränkt, sein ganzes Verhältniß zur Gesellschaft umgestoßen, dagegen Indolenz und Nachlässigkeit von seiner Seite, auf eine furchtbare Weise befördert werden würde. Daher kann er niemals unmittelbar dem Staate zum Dienste verpflichtet sein, sondern frei und geachtet steht der Arzt in der Mitte von Individuen, die von ihm Hülfe und Genesung erwarten. Aber allerdings tritt er durch diese Stellung unter die Vormundschaft des Staates, welche, um das Vertrauen der Bürger zum ärztlichen Stand aufrecht zu erhalten, nothwendig und unerläßlich gemacht wird. Dem Staate ist es heilige Pflicht, für das Wohl der Unterthanen Sorge zu tragen; die Politik fordert ihrerseits möglichste Entwickelung und Erhaltung der verschiedenen Kräfte, welche in ihrer Gesammtheit den Staat erst bilden. Es verlangt daher das Interesse des letzteren, die Unterweisung und Erziehung seiner Aerzte selbst zu leiten, über ihre Ausbildung selbst zu wachen, und eher nicht zur Ausübung ihrer Kunst gelangen zu lassen, bis sie die vollständigsten und befriedigendsten Beweise von ihren Kenntnissen, ihren Fähigkeiten und ihrer Tüchtigkeit abgelegt haben. Darum können die Staatsprüfungen nicht streng genug eingerichtet werden, und es wäre aus leicht begreiflichen Gründen zu wünschen, daß die mit dieser wichtigen Function beauftragte Commission von jeder Verbindung mit den eigentlichen medicinischen Bildungsanstalten völlig unabhängig sein möchte. — Daß Medicinalpersonen, in so fern sie berathende Mitglieder der Landesregierung

und der Administration überhaupt sind, in dieser Beziehung mit den vom Staate besoldeten Staatsdienern in eine Klasse treten, und die nämlichen Verpflichtungen übernehmen, versteht sich von selbst.

Wir schließen diesen der Encyklopädie der medic. Wissenschaften — herausgegeben von den Professoren der Berliner medic. Facultät, das. 1829, Bd. III. — entlehnten Artikel mit einigen hierher gehörigen Worten unsers großen Schiller, welche den wahren Standpunkt des Arztes im Allgemeinen, am bestimmtesten bezeichnen „Der wahre Realist unterwirft sich der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wehrloser, blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äusseren Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde. Der Phantast endlich verläugnet nicht blos den menschlichen, er verläugnet allen Charakter; er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts, und dient auch zu gar nichts.“

Die ersten Keime unseres Wissens verlieren sich in die dunkle Ferne, aus welcher, mit immer bleicher werdenden Strahlen, die Vorwelt zn uns herabreicht. Wir stehen an den Ufern des durch die Erfahrungen von Jahrtausenden zum weiten Strome angewachsenen Quells; um aber ihm selbst uns anzuvertrauen, bedürfen wir eines Compasses, den wir in den Schriften der ächten Meister gegeben finden, welche

es verstanden, das von einzelnen Schulen ausgegangene farbige Licht in den hellleuchtenden Brennpunkt eigener Erfahrungen zu concentriren. Denn, — wir wiederholen es, — Theorie und Praxis bilden nur dann ein lebendiges Ganze, wenn sie sich gegenseitig belebend durchdringen.

Der Rath des Asklepiades.

Vom Hofrath und Professor Choulant in Dresden.

Asclepiades officium esse medici dicit, ut tuto, ut celeriter et jucunde curet. Id votum est.

Cels. III. 7.

Ein alter Ausspruch des in Rom so glücklichen Bithynischen Arztes, von Celsus uns aufbewahrt, belehrt uns auf antike Weise kurz und bündig über die drei Haupterfordernisse des ärztlichen Handelns: schnell, sicher und gefällig zu heilen. Und wahrlich, wäre nichts weiter von Asklepiades durch die Ferne der Zeiten zu uns herüber gelangt, dieser Ausspruch müßte uns schon überzeugen, wie wahr er das Wesen seiner Kunst erkannt hatte, wie würdig er seines erlangten Ruhms und seines bedeutungsvollen Namens war. Drei inhaltsschwere Worte hat er den Aerzten aller Zeiten zugerufen; wohl ihnen, wenn sie sie vollkommen verstehen, wahrhaftig beherzigen, lebendig durch die That ausprägen. Sie werden dann, der nöthigen Sicherheit der Heilung eingedenk, nie ärztlich handeln, ohne einen sichern Grund dafür gefunden zu haben, das heißt, nie Mittel wählen, ohne genügende Anzeige; die Anzeige nicht finden wollen, ohne sorgsam erwogene Diagnose; die Diagnose nicht stellen, ohne hinreichendes Examen; sie werden nie ein Heilverfahren wählen, weil es die Tagesordnung will, oder der gepriesene Meister es wählte, oder weil es die

längst vergelbten Hefte so vorschreiben; sie werden ein solches wählen, welches nach reiflichem Erwägen und nach bestem Wissen als das beste erscheint; sie werden ihre Kranken nie so heilen, daß die Heilung selbst der Anfang einer neuen Krankheit wird, sie werden nicht die nothwendigen Heilbestrebungen der Natur bekämpfen, die sie fördern sollten, nicht gegen Symptome ausziehen, sondern gegen die Krankheit, Krankheiten nicht verhüllen, sondern heilen. Der zuträglichen Schnelligkeit der Heilung eingedenk, werden die Aerzte nicht Krankheiten furchtsam zögernd verlängern, die durch ein kräftiges Verfahren schnell geheilt sein können, nicht Geld und Zeit dem Broderwerbe des armen Kranken unnöthig rauben, nie durch ein unzweckmäßiges Verfahren die Genesung hinhalten, bis aus dieser Langsamkeit selbst eine neue Krankheit aufsprießt, überhaupt nicht müßig zuschauen, wo es zu handeln gilt, und fälschlich dort sich für Nachahmer des Hippokrates ausgeben, wo sie nur ein Zerrbild seiner Lehre zum Deckmantel ihrer Unwissenheit und Unentschlossenheit mißbrauchen. Eingedenk endlich, daß der herrlichste Bund auf Erden der des Nothwendigen mit dem Schönen sei, werden sie auch des Gefälligen in der Heilung nicht vergessen, damit das Schreckende, das Krankheit und Todesfurcht mit sich führen, gemildert werde durch die Menschlichkeit der Heilung, damit eine traurige Nothwendigkeit im Heilgeschäfte selbst versüßt werde durch die Gesinnung des Heilenden, und dieser nicht neue Schrecken häufe durch eigne Schuld auf das Haupt des Unglücklichen, der ihm sein Vertrauen schenkt.

So wird der wahre Arzt immer diese drei Forderungen der Sicherheit, Schnelligkeit und Gefälligkeit der Heilung weise mit einander zu verbinden suchen, je vollkommener er diesen Forderungen zu genügen weiß. Kaum bedarf es aber einer Erinnerung, daß das Gefällige in der Heilung dem Schnellen, das Schnelle dem Sichern nothwendig weichen müsse, wo nicht Alles zu erreichen steht. Auch deutet ja schon die Rangordnung,

in welche der alte Arzt seine drei Anforderungen brachte, diese nöthige Auswahl an, wenn auch nicht die Lebensweisheit selbst es uns lehrte, daß oft das Bessere aufgeopfert werden müsse, wo nur das Gute zu erlangen ist. Daher wird der wahre Arzt keineswegs die schnellere und gefälligere Heilmethode derjenigen vorziehen, die größere Sicherheit verspricht; wird nicht lindernde Balsame kochen, wo die Schärfe des Messers die einzig wahre Hülfe gewährt; nicht aus schwacher Nachgiebigkeit gegen den Kranken lästige Uebel schnell vertreiben, statt sie langsamer, aber gründlich zu heilen; er wird aber auch in solchen Fällen, wo eben die sichere, gründliche Hülfe nicht erreicht werden kann, sich auf das schöne Geschäft beschränken, die Leiden zu mildern, und nicht mit Gefahr und Beschwerden des Kranken Heilarten durchsetzen wollen, deren Zwecklosigkeit für den gegenwärtigen Fall er erkannt haben sollte.

Gilt so der angeführte Wahlspruch als der oberste Grundsatz der Heilung, so findet er bei genauerer Untersuchung nicht weniger seine Anwendung auf die Art und Weise, wie der Arzt sich bildet; wie er zu der Fähigkeit gelangt, Heilungen zu unternehmen. Und hier ist es, wo gerade am meisten der einfachste sicherste Weg verfehlt, freiwillig vorbeigegangen, nur selten betreten wird. Und doch sollte es, in der Heilwissenschaft ihn zu finden, eigentlich keine Schwierigkeit haben, da die Ordnung, in welcher diese Wissenschaft erworben werden muß, unmittelbar davon hergenommen ist, wohin sie führt: von der Natur selbst. Der Theolog und Jurist bedarf bei der Erlernung seiner nur auf Menschensatzung und Willkühr beruhenden Wissenschaften nothwendig einer besondern Anweisung, wie er den Weg finden solle in diesen Irrgärten voll schroffer und verbindungsloser Verjährungen, und er geht meistens auf den Weg getreulich, den ihm der Führer vorzeigt. Anders ist es in der Heilwissenschaft, wo die Natur des Menschen selbst die Lehrerin ist, wo jede Willkühr und jede Satzung sich an dem Felsen der bessern Erkenntniß bricht, zu welchem

doch endlich immer näher und näher der Strom der Zeiten heranrückt. Hier, sollte man glauben, müsse der Weg, welcher zu gehen sei, sich von selbst zeigen, hier müsse jeder den richtigen finden, der ihn sucht, und wer ihn verfehlt hat, müsse ihn wissentlich vorübergegangen sein. Und wenn wir denn wirklich so Viele sehen, die bei Erlernung der Heilkunst die verkehrtesten Wege einschlagen, und daher wohl um das Gebiet derselben umherschweifen, Manches aus ihr so aus der Ferne gewahrten, aber nie in das wirkliche Heiligthum ärztlicher Kunst gelangten, so findet sich bei genauer Betrachtung, daß sie wirklich durch eignen Willen sich um die Erreichung ihrer Zwecke brachten. Daß man bei jeder Erlernung vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von der Regel zur Abweichung, vom Allgemeinen zum Besondern, von den Gründen zum Begründeten übergehen müsse, leuchtet jedem Verständigen von selbst ein; und bei Erlernung der Heilkunst sollte es so schwer sein, einzusehen, daß man von der allgemeinen Natur zur alles in sich vereinigenden Natur des Menschen, von dem Baue der Theile zu ihrem Leben, von der Gesundheit zur Krankheit, von den Regeln zur Anwendung fortschreiten müsse? Aber leider dünkt so Vielen dieser Weg zu beschwerlich und zu lang, durch eine sonderbare Verblendung glauben sie dasselbe Ziel auf einem bequemeren und kürzeren Wege zu erreichen, und opfern so die Gründlichkeit des Erlernens, der Schnelligkeit und Annehmlichkeit desselben auf. Und dennoch ist es nur die Sicherheit des Erlernens, die auch der ärztliche Zögling vor Allem zu erstreben hat, und mit Recht steht sie für ihn oben an. Gefällig, spielend und angenehm muß man dem Kinde das Lernen machen; wie sollte der, der nach einer so ernsten Kunst strebt, als die ärztliche, sich den angenehmsten Weg als den besten wählen? Schnell, kurz und flüchtig lernt der Schüler für Schule und Prüfung, unbekümmert, wie weit im Leben das Wissen nachhalte; genug, wenn es nur nothdürftig, den richtenden Fragen gegenüber,

ihm den Schein des Wissens giebt; wie aber möchte der, der auf sein Wissen das Handeln bauen soll, und zwar das schwere und ernste Handeln für das körperliche und geistige Wohl seiner Nebenmenschen, wie sollte der den kürzesten Weg dem sichern vorziehen, wie sollte er nur für die Prüfung lernen wollen, nicht für das Leben? Für das Leben aber dient wahrhaft nur das möglichst sicherste, gründliche Erlernen, und merkwürdig genug führt hier dieses Tuto auch die Erfüllung der beiden andern Wünsche, das Celeriter und Jucunde von selbst herbei. Denn gewiß ist es, je sicherer wir lernen, je gründlicher wir uns dazu vorbereiten, je sorgfältiger wir von Stufe zu Stufe darin vorwärts gehen, desto weniger Zeitverlust haben wir, desto weniger sind Wiederholungen nöthig, und folglich lernt der verhältnißmäßig am schnellsten, der am sichersten lernt. Derselbe lernt aber auch angenehm, denn ihn begleitet auf jedem mühsamen Schritte das Bewußtsein des redlichen Willens, der Rückblick auf gethane, nicht fruchtlose Arbeit, das Bewußtsein erlangter Kenntnisse, und die Hoffnung, das ferngesteckte, aber immer näher rückende Ziel dereinst sicher zu erreichen; er gleicht dem Wanderer, der des rechten Weges gewiß, fröhlichen Muthes fortschreitet, und an's Ende der Wanderung schnell, sicher und freudig gelangt.

Und so findet der alte Spruch des Asklepiades seine Anwendung und Gewährung nicht nur für die Ausübung der heilenden Kunst, sondern auch für die Erlernung derselben; recht aus der Mitte ihres eigenthümlichsten Lebens gegriffen, reicht er gleich kräftig in ihre Wurzeln, wie in ihre Blüthe; in ihren Umfang, wie in ihre Vollendung.

Daß dasselbe, was für das Erlernen der Heilkunst wahr ist, auch unter der nöthigen Abänderung wahr sein muß für das Lehren derselben, leuchtet ein und bedarf keiner ausführlichen Erörterung; nicht der, der am gefälligsten, nicht der, der am schnellsten uns den Weg zum Heiligthum zu zeigen vorgiebt, verdient unsere Nachfolge, sondern der, der uns am

gründlichsten und sichersten leitet; ein solcher wird aber auch gewiß den verhältnißmäßig kürzesten Weg zu finden und dem verständigen Zöglinge ihn gefällig zu machen wissen; nach anderm Ruhme wird er nie geizen.

Da aber unser Zeitalter von jedem mündlichen Lehrer der Medicin es gleichsam stillschweigend zu verlangen scheint, daß er zugleich ein schriftlicher werde, und jeder Arzt, der die Befugniß nicht erreichte, mündlich seine Kunst zu lehren, dies wenigstens schriftlich thun will, da Alles zur medicinischen Schriftstellerei sich drängt und gedrängt wird, so liegt uns die Versuchung sehr nahe, unsern alten, so vielfach bewährt gefundenen Spruch des Asklepiades auch hierauf zu prüfen, ob er sich auch im Schreiben als goldene Regel bewähre, und ob wir an ihm, wie für den wahren Arzt, so für den wahren Schriftsteller dieses Faches, vielleicht einen sichern Prüfstein besitzen. Betrachten wir zu diesem Zwecke, was denn unser Wahlspruch vom ärztlichen Schriftsteller fordere, so ergiebt sich leicht, daß unser Tuto hier nichts anders bedeuten könne, als Gründlichkeit, wahrhafte Förderung der Wissenschaft, sichere Schlußfolgen aus bewährten Thatsachen, unzweideutigen Ausdruck, reichliche ungeschminkte Wahrheit, vollständige Ausarbeitung des Gegenstandes, so weit es das Zeitalter gestattet, geschichtliche und umfassende Begründung desselben. Untreu und unsicher arbeitet der Schriftsteller, der den eigenen Ruhm mehr liebt, als die Wissenschaft, das glänzende Verdienst mehr, als das wahre, den erschlichenen Satz mehr, als den bewiesenen, die willkommene Beobachtung mehr, als die begründete, den verdunkelnden Wortschwall mehr, als die bündige Klarheit, die Modephilosophie mehr, als den gesunden Menschenverstand, das leichte Schweben auf der Oberfläche mehr, als das schwere Eindringen in die Tiefe. Auch um die hier passende Bedeutung des Celeriter können wir nicht verlegen sein, es ist die dem Gegenstande gemäße Kürze, die gedankenreiche Wortkargheit, die inhaltsschwere Bündigkeit, der gedrängte, vielsagende Aus-

druck; Tugenden, die sich nur durch die sorgsamste Wahl des Worts, durch die zweckmäßigste Stellung des Einzelnen, durch die gewissenhafteste Vermeidung aller unnützen Umschreibung und Wiederholung erreichen, nur durch lange Uebung und treue Vorstudien, nur durch frühe Bildung nach altclassischen Mustern sich aneignen lassen. Wer sein schriftstellerisches Verdienst nach der Bogenzahl mißt, und seine Deutlichkeit nach der gebrauchten Wortschaar, wer die ergiebige Feder sich ergehen läßt, bis sie selbst das Ende findet, wer durch die Anordnung des Gesagten nicht schon selbst wieder Neues ohne Worte zu sagen weiß, wer den Schatz der Sprache unerforscht, die Gewalt derselben ungebraucht läßt, und die Mühe scheut, den bessern Ausdruck zu suchen für den selbstkommenden, der ist noch weit entfernt von der zweiten Haupttugend des Schriftstellers, von der dem Gegenstande angemessenen, schlagenden Kürze. Die dritte Forderung an den Schriftsteller überhaupt, und nicht weniger an den medicinischen Schriftsteller insbesondere, ist in dem Jucunde unseres Asklepiades enthalten, die Gefälligkeit, die Schönheit des Ausdruckes, die sorgfältige Feile des Styls, die Würde und Gemessenheit der Darstellung, die Gewandtheit in Beherrschung der Sprache, die einfache Classicität, kurz Alles das, was eben zeigt, daß der Schriftsteller die Achtung, die er seinen Lesern schuldig ist, nicht aus dem Auge setzt. Leider sehen wir so viele ärztliche Schriftsteller, die so wenig daran denken, ihren Schriften die Vollendung der Schönheit zu geben, die da glauben, das Wahre und Brauchbare bedürfe der schönen Form nicht, und sei berechtigt, auch im dürftigsten und unbehülflichsten Gewande öffentlich aufzutreten; sie sind weit entfernt von der classischen Vollendung der Alten, wo so oft das schöne Gefäß es eigentlich war, das den Stoff zur Unsterblichkeit bewahrte; sie verwechseln den blendenden äußern Schmuck mit der einfachen Schöne, die sich ohne Schmuck kund giebt, und erwägen nicht, daß die Wissenschaft zwar den blendenden Flitterstaat gern entbehre, ja freiwillig verwerfe, aber die Vol-

lendung der Form verlange, eben weil ihr überhaupt eine Form nöthig ist.

Nur der Schriftsteller, der Gründlichkeit, Kürze und Schönheit gleichförmig zu vereinigen weiß, beurkundet seinen Beruf zu dieser Bahn, die so oft unberufen betreten wird, und der ärztliche Schriftsteller darf sich von diesen allgemeinen Forderungen an alle öffentlich Schreibende, nimmer lossagen. Nur so wird er der Wissenschaft wahrhaft nützen, bei den Zeitgenossen Eingang und Achtung erwerben, und die jetzt so schwer zu erlangende, von so Vielen geträumte, von so Wenigen errungene Unsterblichkeit sich verdienen.

Dankbar erkenne aber eine späte Nachwelt es unserm Asklepiades, daß er durch seinen Kernspruch uns sicher, kurz und schön den richtigen Weg zeigte zum wahren ärztlichen Handeln, Lehren und Schreiben. (A. d. Anleitung zur ärztlichen Praxis. Leipzig 1836.)

Ueber die Pflichten des Arztes.

Eine Rede von Professor Cruveilhier in Paris*).

Die Pflicht, meine Herren, ist die Ehre, ist die moralische Lebenskraft des Menschen, so wie der Gesellschaft, die unterginge, wo jene schwiege! Dem Gebote der Pflicht unterwirft sich die Willkühr; der brave Mann zieht Noth oder Fesseln einer sträflichen Glückseligkeit vor!

Ernste und mannichfache Pflichten legt dem Arzte seine Stellung in der Gesellschaft auf; sein Beruf hat das Besondere und zugleich auch das Ehrenvolle, daß er das Gemüth nicht minder, als den Geist in Anspruch nimmt. Als Beschützer des Lebens muß der Arzt Alles kennen, was die Gesundheit des Lebens erhält, die Krankheit entfernt; und wie sollte er diesem Vertrauen fordernden Amte genügen, wäre er nicht im ganzen Sinne des Wortes ein Ehrenmann!

Wissen und Charakter sind also die beiden Haupterfordernisse des Arztes; jenes gewährt ihm den Stoff, dieser bestimmt seine Anwendung und giebt die Geistesgröße und Stärke, deren der Arzt so oft bedarf. In der That ist Unwissenheit da, wo es sich um das Leben Anderer handelt, ein Verbrechen, und

*) Die Rede wurde gehalten bei Eröffnung des Wintercursus 1836 und 1837 in der medicinischen Schule zu Paris. (Vergl. die Zeitschrift für die gesammte Medicin; Bd. 5, Hft. 3.)

der Gesetzgeber schuldete der Gesellschaft Bürgschaften für die Fähigkeiten derer, die sie üben; je schwieriger diese Bedingungen sind, um so ehrenhafter, und um so sicherer stellen sie die Würde der Kunst und den Erfolg derer, die sich ihr widmen. — Aber das ärztliche Wissen läßt sich nicht erkennen, es fordert andauerndes Studium, und es wäre zu wünschen, daß der Student, bereits eingeweiht in die Hülfswissenschaften: Mathematik, Chemie, Physik, Naturgeschichte, die vierjährige Studienzeit ausschließlich den eigentlich mediciniſchen Wissenschaften zuwendete. —

Wollt ihr, daß eure ärztliche Bildung eine gründliche sei, so begründet sie in der Untersuchung der Organisation und in der klinischen Beobachtung; die mediciniſchen Wissenschaften sind gleichsam Pfropfreiser der Anatomie, je tiefer sie wurzeln, um so kräftiger wurzeln sie, um so reifer an Blüthen und Früchten werden sie sein!

So kleidet euch ein Titel, ihr habt eure Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, eure Dissertation beleuchtet einen noch dunklen Punkt, ihr seid mehr, als beredtsame Theoretiker, die Besuche am Krankenbette, die klinischen Vorträge geben euch im Voraus eine Erfahrung, die vielleicht in zwanzigjähriger Praxis nicht erworben wird! Und diese Mühen, diese Nachtwachen, alle diese Bestrebungen eröffnen eure Laufbahn erst! Ihr tretet in's praktische Leben, ein Leben, das Anstrengung, Selbstverleugnung und Opfer gebietet! Strenge Gebote beherrschen den Boden, dem ihr euch freiwillig angeschmiedet; ihr gehört nicht euch mehr an, sondern der leidenden Menschheit! Vergesset die süße Muße, die Tage der Vergnügungen, die Freuden des Landes, vergesset selbst die Künste und Wissenschaften, denen ihr in der Jugend nachhinget und die vielleicht noch jetzt eure Seele erfüllen; — fordert Nachts keine ungestörte Ruhe, man achtet eure Ermüdung nicht, und ihr verachtet euer Amt, wenn ihr euren Dienst versagt nur bis Morgen!

Die Zeit des Arztes soll zwischen Praxis und Studium getheilt sein; jene liefert die Erfahrungen, dieses ordnet sie und macht sie fruchtbar. Die Medcin ist nicht allein Erfahrungs-, sondern auch Vernunftwissenschaft; Erfahrung, nicht vom Geiste durchleuchtet, ist Handwerk, ist bewußtlose Empirie. Die Arzneiwissenschaft steht nicht stille, und Keiner vermag zu ihr zu sagen: „bis hieher und nicht weiter!" Darum kann man die Männer vom Fache nicht genug angehen, daß sie der Bewegung der Wissenschaft folgen mögen! — Aber, meine Herren! ich beeile mich, zu bemerken: nicht jede Bewegung ist Fortschritt; es giebt Bewegungen in die Runde, es giebt rückgängige. Deshalb ist auch das Studium der Alten unerläßlich. Wenn die Beobachtungen aller Zeiten, gemacht unter dem Einfluß der verschiedensten Systeme, vor unsern Augen vorüberziehen, so werden wir gesichert gegen die Verführung durch die Ideen des Tages, und dagegen, daß wir die Wissenschaft stets von vorn beginnen, und alte, verschlossene Dinge für neue ausgeben. Oder wir nehmen vergessene, aber fruchtbare Fragen wieder auf, um sie mit den neu erworbenen Hülfsmitteln zur Weiterbildung der Wissenschaft zu untersuchen.

Nicht Jeder, meine Herren! ist zur Ausübung der Heilkunst geschaffen; ein gerader Sinn, scharfe Unterscheidung, eine Richtung auf's Positive sind hier unerläßliche Bedingungen. Diese Kunst der Beobachtung fordert weniger Phantasie, als Bestimmtheit, vielleicht weniger Tiefe des Geistes, als Schärfe, Umsicht und Ausdauer. Es giebt Männer, welche sich nur in der abstracten Welt heimisch fühlen, die Feder, die Zuhörer begeistern sie, aber nimmer der Anblick des Kranken, ihre generalisirende Vernunft giebt sich ungern der klaren, ernsten, ruhigen Beobachtung hin. Sie glänzen vielleicht im theoretischen Vortrag, bei Erörterungen, ihre Schriften zeichnen sich durch philosophische Blicke aus; — aber entfernt diese Hülfe der Allgemeinheit, in die sie sich verbergen, laßt sie euch auf dem festen Boden der Thatsachen folgen, und sie werden ihre Kräfte schwin-

den fühlen. Diesen gilt der Gedanke für Thatsache, die Idee für Grundlage, der Schluß für erwiesene Wahrheit; es sind die Dichter in der Wissenschaft, die sie nie anzuwenden lernen.

Ausser dem angedeuteten Geiste und Wissen des Arztes, darf auch seinem Gemüthe keine gute Eigenschaft fremd sein. Wird er eine Kunst lieben können, deren Studium und Ausübung so viel zu überwinden giebt, wenn seine Seele in kalter Selbstsucht erstarrte, wenn Eigennutz der Hebel seiner Thaten, wenn er trostreiche Worte nur für den Reichen findet, und dem Armen gleichgültig, kalt, oder selbst verachtend gegenüber steht? — Man sagt, daß die Heilkunst, und besonders die Chirurgie, hartherzig mache. Jene Reizbarkeit der Nerven freilich, welche den Verstand verwirrt, stumpft sie ab, aber sie läßt unberührt und unbeschadet diese Tiefe des Gemüths, dieses männliche Mitgefühl, das am Schmerze Theil nimmt, ihn erleichtert und besänftigt, das den sinkenden Muth erhebt, und kaltes Blut läßt, um einem Unfalle mit unerschütterter Sicherheit zu begegnen. Diese Tiefe des Gemüths ist die Menschlichkeit, ist die Liebe, ist die Haupttugend des Arztes, und das Glück, das sie Andern bereitet, sein süßester Lohn. Durch seine Stellung ein Mittelglied zwischen Reichen und Armen, leitet er die Wohlthätigkeit jener auf diese, und die Dankbarkeit dieser auf jene zurück. Er ist der geborene Beschützer der Unglücklichen, oft ihre einzige Stütze, ihr Tröster und Freund. Schonet seiner, wenn er zuweilen aus der engen Hütte, wo eine nahrungslose Familie seufzt, mit trübem Sinn in die Gemächer des Ueberflusses tritt, oder wenn er, das Elend und den Schmerz stets vor Angesicht schauend, alle Wohlthätigkeitsanstalten mit seinen Ansprüchen ermüdet!

In den Augen des Arztes, sagt Hippokrates, sind alle Kranken gleich, wie in den Augen der Gottheit alle Menschen; hinter den verzierten Gewändern, wie hinter den Fetzen des Elends, sieht er nur die leidende Organisation, und macht

keinen Unterschied, außer den der Schwere der Krankheit und der Dringlichkeit seines Beistandes.

„Wenn der Beruf des Arztes ein schöner sei, sagt Vicq d'Azyr, so ist er es weniger in den Palläſten und bei den Großen, wo die Motive des Interesses die der Menschlichkeit verdrängen, als in den ungesunden Wohnungen der Dürftigen; hier giebt es keinen Beschützer, keinen Reiz, keinen Ruhm, — hier steht der Mensch dem Menschen bei, ohne Mitbewerber, ohne Zeugen."

Man staune daher nicht, wenn die Medicin einen so unmittelbaren und mächtigen Einfluß auf die Gesellschaft übt, und wenn sie als eine Art Priesterthum betrachtet werden konnte. Ja der Ausspruch, daß gegenwärtig die Rechtsgelehrten an Einfluß gewonnen hätten, was die Priester einbüßten, findet eine richtigere Anwendung auf die Aerzte: ihnen vertrauen die Familien nicht ihre Glücksgüter, sondern sich selber, die Geheimnisse ihres Privatlebens, wie die Leiden ihrer Seele an! Wie viele Thränen und wie viele Wohlthaten deckt das undurchdringlichste Geheimniß! Wie oft verhütete der Arzt jenes schreckliche Verbrechen, das den Tod giebt, um einen Fehlgriff zu verbergen, der das Leben gab! Wie oft durchschaute er einen Unglücklichen, dessen Seele mit Selbstzerstörung schwanger ging, und rettete ihn! Und täglich versöhnt er gespannte Familien, und heilt und hilft an allen Orten, mit allen Mitteln, denn, meine Herren! unsere Kranken werden unsere Freunde, um so theurer, je unglücklicher sie sind!

Welche Weisheit, welche Behutsamkeit, welche Verschwiegenheit und wie viel Zartgefühl fordert unser Beruf! Zugelassen in's Innerste des Hauses, müßt ihr, was euer Auge sah, euer Ohr vernahm, als heiliges Pfand betrachten; und selbst wenn schwarzer Undank der Lohn eurer edelmüthigen Bestrebungen wäre, mag der Undankbare ruhig schlafen, sein Geheimniß stirbt in eurem Herzen. Nein, meine Herren! keine schwache Rücksicht soll uns das Geheimniß entlocken, das uns

in unserm Amte vertraut ward, und wenn Versprechungen, wenn Drohungen sich häufen, so wird unser ärztliches Gewissen uns laut zurufen: „Du darfst es nicht!"

Soll ich noch ein Wort von der Sittlichkeit des Arztes sprechen? Der Tempel zu Epidaurus trug die Inschrift: „Nur reinen Seelen ist der Eintritt erlaubt." „Castam et ab omni scelere puram tum vitam, tum artem meam perpetuo praestabo" heißt es im Eide des Hippokrates. Und wie sollte der Arzt Vertrauen erwecken, wenn er nicht Achtung einflößt; wie dieß ohne Tugendhaftigkeit, ohne reine Sitten? Würde ihn der Familienvater in sein Haus führen, der Gatte ihm seine Gemahlin, die Mutter ihre Tochter übergeben, müßte man fürchten, daß er sein Amt zu niedern Leidenschaften, oder verbrecherischen Plänen mißbrauchte, daß er Spion und Verführer wäre? Sollten wir nicht auch durch die Gebrechlichkeit des Lebens, sollten wir, vor deren Augen die trügerischen Zauber geschwunden, nicht gesicherter sein, als andere?

„Die Heilkunst, heißt es ferner beim Vater der Medicin, und die Weisheit sind unzertrennlich; alle Vorschriften der Weisheit bringt jene in Anwendung: die Verachtung der Reichthümer, die Mäßigkeit, Anständigkeit, Bescheidenheit, Rechtschaffenheit, Milde, Freundlichkeit, den Ernst, die richtige Werthschätzung der Dinge, die Entfernung von abergläubischer Furcht, und die Achtung vor der Gottheit, zu welcher die Medicin fortwährend hinführt."

Auch der Muth ist eine unerläßliche Eigenschaft des Arztes. Wenn es wahr ist, daß Galen wegen einer furchtbaren Seuche Rom verließ, wie viele muthige, sich hingebende Aerzte aller Zeiten haben den Fehler eines Einzelnen ausgeglichen! Muß ich bemerken, daß noch in der jüngsten Zeit die Unerschrockenheit und Standhaftigkeit der Aerzte mitten in einer furchtbaren Epidemie, vielleicht zum ersten Male, allen Gemüthern die Ruhe gaben, daß alle bürgerlichen Verhältnisse ungestört blieben.

Eine mörderische Epidemie ist das Ehrenfeld der Aerzte; hier entfaltet er seinen unerschütterlichen Muth, der die erschrockene Menge wieder beruhigt; er berührt mit Desgenettes die Pestbeule, und hebt die niederliegende Thatkraft einer Armee, wie zum Beweise, daß der Muth des Kriegers, der in der Hitze der Schlacht einem ruhmvollen Tode trotzt, ein anderer sei, als der bürgerliche Muth, der durch den Gedanken der Pflicht allein einem ruhmvollen und doppelt furchtbarem Untergange entgegentritt. — Wie viel hätte ich nicht von den hochherzigen Aerzten zu sprechen, die ihre Glücksgüter, ihre Hoffnungen, ihr Leben preis gaben, um an fernen Orten gelbes Fieber und Pest mit gleicher Hast aufzusuchen, mit der Andere fliehen; die im Interesse der Menschheit die verderblichsten Stoffe sich einimpften, um die Frage der Contagion zu lösen.

Zum Muthe des Arztes gesellt sich die Uneigennützigkeit; alle Aerzte gewähren mit Freude den Dürftigen ihren Beistand, und wenn bei der gegenwärtigen Armenpflege die Behandlung der Armen für den jungen Arzt ein Mittel ist, sich Anerkennung und Zutritt zum Krankenlager der Reichen zu verschaffen, wie viele Aerzte haben nicht auf dem Gipfel ihres Ruhmes diesen Unglücklichen mit demselben Eifer beigestanden, als im Anfang ihrer Laufbahn; wie viele, die vom praktischen Leben zurücktraten, machten nur zu ihren Gunsten eine Ausnahme! — „Meine besten Kranken, sagte Boerhave, sind die Armen, denn Gott zahlt ihre Rechnung." — Auf dem Grabsteine Fothergill's liest man statt aller prächtigen Titel: „Hier ruht Dr. Fothergill, der während seines Lebens 200,000 Guineen zum Troste der Unglücklichen verwandte." — In der That beklagte ich den Arzt, in welchem Motive des Vorurtheils bei der Wahl seines Berufs vorherrschten, denn gewiß führt die Ausübung der Heilkunst zu einer angesehenen Stellung, gewöhnlich zum Wohlstand, aber selten zum Reichthum. Und welches Honorar könnte den Arzt entschädigen für die stete

Sorgfalt, für das Mitfühlen der Schmerzen, für diese Aengsten, die ihn auf sein Lager begleiten?

Neben den Wenigen, die eure Sorgen anerkennen, und sich freiwillig von der Liebesschuld frei zu machen streben, werden Viele sich ihrer Pflicht gegen euch entledigt halten, wenn sie eure Besuche wie den Werth einer Münze berechnet haben — und Viele werden euch mit Undank lohnen. Ja, es vergessen Familien ihren Schmerz, um einen unglücklichen Arzt mit einem gleich ungerechten und unversöhnlichen Hasse zu verfolgen, wegen eines Schlages, den er selber vielleicht tiefer empfand, als seine Ankläger. – Auch Sie, meine Herren, ich habe die traurige Gewißheit, werden in ihrem ärztlichem Leben große Betrübnisse erfahren; die glücklichste und glänzendste Praxis ist nicht frei davon; die Weisheit mag ihre Zahl vermindern, aber in den Krankheiten selbst liegen diese verderblichen Zufälle, diese unglücklichen Entwickelungen, die der Arzt nicht ahnden, nicht verhüten kann.

Sie haben das Recht, wenn ihre Forderungen unbefriedigt bleiben, die Schuldner vor Gericht zu ziehen; aber ich möchte ihnen rathen, dieses Rechts sich nimmer zu bedienen. Und so erhaben ist unsere Aufgabe, daß wir, wenn unsere Verfolger von neuem unsern Beistand fordern (und sie werden ihn fordern), von neuem ihnen zu Hülfe eilen sollen.

Vergessen wir nie, daß unsere Mission eine Mission der Menschlichkeit, des Friedens, der Erhaltung sei, daß vor ihr alle Unterschiede der Völker, der gesellschaftlichen Stellung, der Partheien und Meinungen verschwinden müssen, daß der Arzt der Menschheit ganz und gar, nicht einem Theile derselben angehöre. Die Alten mochten es für Patriotismus und Uneigennützigkeit halten, wenn Hippokrates die Geschenke des Artaxerxes zurückwies und ihm seine Hülfe verweigerte; den Alten war der Ausländer Barbar, der Fremde Feind; uns ist die Menschheit eine Familie, jeder Krieg ein Bürgerkrieg; wir

dürfen seine Geschenke ausschlagen; aber wir müssen eilen, ihm die Heilkräfte unserer Kunst angedeihen zu lassen.

Würdige Schüler des Hippokrates, wollen wir mit festem Schritt die Bahn verfolgen, die er uns vorschrieb; laßt uns gleich ihm, durch gründliches Wissen, durch strenge Rechtschaffenheit und durch ein makelloses Leben die öffentliche Achtung verdienen; bescheiden im Glücke, ruhig unter Gefahren, gleich entfernt von Aengstlichkeit, der Tochter der Schwäche, wie von Tollkühnheit, der Tochter der Unwissenheit! Fürchten wir nicht, uns gegenseitig mit Rath beizustehen, verbannen wir ganz und gar jenes häßliche Gefühl des Neides, das den schönsten Beruf am meisten schändet; helfen wir einander unsere Last tragen! Dann, meine Herren, wird die Medicin ihre frühere Würde, ihr Ansehen und ihren Ruhm wieder erlangen, und auf die Aerzte werden die Worte des römischen Redners passen: Homines ad Deos nulla re propius accedunt, quam salutem hominibus dando.“

Möchten diese Betrachtungen, meine Herren, in ihrer Seele weiter leben, und ihren Blick gleich beim Antritt ihrer Bahn auf die Verpflichtungen richten, die sie eingegangen, auf die Pflicht des Wissens, der Erfahrung, des Wohlthuns, der Sittlichkeit, der Weisheit, der Uneigennützigkeit, der Selbstverläugnung! — Ich hege das Vertrauen, meine Herren, daß sie mir verzeihen, wenn ernsthaftere Mahnungen in meinen Worten lagen, denn sie sind vom Verlangen, ihnen zu nützen, und vom Gefühle der ärztlichen Würde eingegeben, und beruhen auf Principien, die unwandelbar wie die Pflicht, heilig, wie das Gewissen sind.

Zur ärztlichen Lebenspolitik.

Ueber das zweckmäßige Benehmen des Arztes bei der Ausübung seiner Kunst in den niedern Ständen.

Vom Professor Dr. Klose in Breslau (z. Z. Regiegierungs- und Medicinalrath und Professor zu Königsberg, in Preußen.)

Wir würden wohl mit Recht glauben, etwas Ueberflüssiges zu thun, wollten wir zur Eröffnung dieses Aufsatzes (in Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde, Bd. 40) zu zeigen uns bemühen, daß schon im Allgemeinen bei der Ausübung der Kunst — subjectiv oder objectiv — unendlich viel von dem Benehmen des Arztes abhängt; wir begnügen uns daher in dieser Hinsicht an des verehrungswürdigen S. G. v. Vogel (Med.-diagn. Untersuch. II. 20.) Worte zu erinnern: „Die größte Masse von Kenntnissen, die dem Arzte zur Erforschung und Behandlung seiner Kranken zu Gebote steht und stehen soll, erhält oft erst durch das Savoir faire ihre Brauchbarkeit. Kann sein Betragen und Verfahren diese Richtung nicht annehmen, oder nicht festhalten, so wird er in vielen Fällen seinen Kranken nimmermehr heilen, oder ihm sein Vertrauen abgewinnen. Gar oft findet man daher, daß die vielwissendsten, gelehrtesten Aerzte keineswegs die brauchbarsten und glücklichsten Praktiker sind, vielmehr häufig das Zutrauen ihres Publikums nicht genießen; dagegen nicht selten ganz gewöhnliche Doktoren

und selbst Wundärzte, wenn sie nur einigermaßen wissen, was sie nicht thun sollen, und noch lieber so gut als nichts thun, mit Beifall und Glück curiren, weil sie durch ihre geschmeidige Aufmerksamkeit und dreiste Manier, durch ihr einfaches, unbefangenes, zugreifendes Benehmen sich des Glaubens und Vertrauens der Kranken zu bemächtigen wissen." — Sowohl im Kreise der eigenen Erscheinungen, als in dem Leben Anderer findet jeder Arzt die Richtigkeit vorstehender Bemerkungen bestätigt, die sich ohne Zweifel auch zu allen Zeiten bewährt hat, und bewähren wird; je allgemeiner sie aber anerkannt ist, desto dankenswerther mußten zwei Aufsätze des genannten verdienstvollen Arztes (Hufeland's Journ. d. prakt. Heilkunde, Bd. I. St. 3. und Bd. VIII. St. 3.) erscheinen, in welchen er, so wie am vorher angeführten Orte, treffliche, allgemein gültige Regeln über das Benehmen des Arztes in der Praxis aufstellte, was um so schwieriger war, als es überall gerade die besondern, obwaltenden Umstände sind, welche das Benehmen des Arztes bestimmen müssen, und diese in der Praxis eine unübersehbare Mannigfaltigkeit darbieten. Leichter erschien es demnach auch für gewisse Kreise des praktischen ärztlichen Lebens, wie v. Vogel gewünscht hatte, das Benehmen des Arztes bestimmende Grundsätze festzustellen, und sie in eigenen Bearbeitungen des Gegenstandes den Leibärzten, Hofärzten, Frauenärzten, Kinderärzten, Militärärzten, Hospitalärzten ꝛc., vorzuzeichnen. Aber noch ist wenig geschehen, um diesen einsichtsvollen Wunsch des würdigen Veteranen zu erfüllen; denn nur den Frauenärzten hat E. v. Siebold in seinem Handbuche „der Frauenzimmerkrankheiten" (2. Aufl. Bd. I. S. 129 ff.) Bemerkungen über das von ihnen in der Praxis zu beobachtende Benehmen mitgetheilt, welche als eine durch scharfsinnige Kritik gereifte Frucht reicher Erfahrung der Beachtung und dem Studium nicht genug empfohlen werden können. Eine große Lücke in unserer Literatur ist demnach auszufüllen, oder vielmehr die hierher gehörige Literatur, die dem praktischen Wirken so unmittelbaren

Gewinn bringen könnte, hat eben erst angefangen, sich zu bilden.

Der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes, zu welchem mehr als zwanzigjährige Beobachtungen den Stoff geliefert haben, hofft einen in keiner Hinsicht unbedeutenden Theil jener Lücke auszufüllen, indem er das Verhältniß des Arztes zu den niedern Ständen einer nähern Betrachtung unterwirft, und erlaubt sich, ehe er den Gegenstand selbst näher ins Auge faßt, nur noch eine den Namen desselben betreffende Bemerkung. v. Vogel (Med.-diagn. Untersuch. II. 15) sagt: „Für den Ausdruck Savoir faire nach seinem vollen Sinne habe ich, aller Bemühungen und Rücksprache mit Sachkundigen ungeachtet, in der deutschen Sprache keinen ganz treffenden Ausdruck finden können. Es läßt sich weder durch Klugheit, noch Gewandtheit oder Geschicklichkeit u. s. w. verdeutschen, denn alle diese Eigenschaften, einzeln und zusammen, sind nicht dazu hinreichend." — Dagegen muß ich erinnern, daß wohl nur das Gewohntsein an den französischen Ausdruck, diesen im vorliegenden Fall unübersetzbar erscheinen läßt, und daß namentlich durch „zweckmäßiges Benehmen" der Sinn des Savoir faire vollkommen erschöpft zu sein scheint, da dieses letztere anerkanntermaßen nicht durch das Wissen, ja nicht einmal durch das daraus hervorgehende Handeln, sondern lediglich durch das bei den ganzem Geschäfte beobachtete Benehmen bestimmt wird. Größeres Wissen und tiefere Einsicht führt oft auch zu einem bessern Savoir faire, aber das Wissen eines Arztes kann sehr gering, und sein Handeln sehr wenig genügend, ja verkehrt sein, und weiß er sich in Bezug auf alle bei dem Kranken obwaltenden Verhältnisse gut gegen diesen und dessen Umgebungen zu benehmen, so wird man einem solchen Arzte ein gewisses Savoir faire nicht absprechen, zum sichern Beweise, worauf es bei solchem Lobe eigentlich ankommt.

Um nun der Sache selbst näher zu kommen, so könnte es vielleicht Manchem scheinen, als käme gerade bei der Praxis

unter den niedern Ständen weniger auf das Benehmen des Arztes an, wohl so wenig, daß es sich nicht lohne, diesen Gegenstand eigends in Untersuchung zu ziehen. Aber diese Meinung würde in jeder Beziehung sehr irrig sein und schlechte Früchte tragen, sowohl dem Kranken, als dem Arzte. Freilich ist es wahr, daß bei niedern Ständen, insofern sie im Allgemeinen durch Mangel an intellectueller und gesellschaftlicher Bildung charakterisirt sind, von Seiten des Arztes diese oder jene feinere Rücksicht im Benehmen, die unter den höhern Ständen nicht ungestraft verletzt werden würde, ohne Nachtheil wegfallen darf. Frauen dieser Stände werden es z. B. selten sehr übel aufnehmen, wenn der Arzt beim ersten Krankenexamen verräth, daß er sie für älter hielt, als sie sind. Aber wenn ihm der Mangel an feiner Bildung einerseits und bis auf einen gewissen Grad manche Rücksichten erläßt, so legt eben derselbe ihm andererseits viele und um so dringender auf, als er den Kranken verhindern würde, die Vernachlässigung dieser Rücksichten für etwas Unwesentliches, wofür sie nicht wohl selten Gebildete zur Entschuldigung gelten lassen, zu erkennen, auch macht eben dieser Mangel die Rücksichten, von denen sogleich die Rede sein soll, wirklich zu etwas Wesentlichem. Wollte sie also der Arzt nicht nehmen, so wäre dieses Benehmen ein unzweckmäßiges, indem es die Cur vereiteln würde; es würde aber nächstdem auch dem Arzt selbst bedeutend schaden, und sein eigenes Interesse fordert durchaus nicht weniger, als jenes des Kranken, daß ihm der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, nicht geringfügig erscheine, wie denn überhaupt jeder Verstoß gegen die Regeln des ärztlichen Benehmens sich doppelt bestraft. Wollte der Arzt die Kranken der niedern Stände geringer achten, als die übrigen, und vernachlässigen, so wäre dies eben so thöricht, als es unsittlich wäre, in dem Kranken etwas anderes als den Menschen erblicken. Nicht immer die Kranken der niedern Stände sind es, bei denen der Arzt auf keine, oder eine unverhältnißmäßig geringe Belohnung für

seine Bemühungen zu rechnen hat; es giebt Aerzte, die in Equipagen bei ihren vornehmen Kranken vorfahren, und jährlich nicht allzuviel mehr gewinnen, als die Equipage kostet, während andere in den Häusern wohlhabender Handwerker ein recht anständiges Auskommen gewinnen. Und die Unbemittelten der niedern Stände, sie pflegen, nächst jenen pauvres honteux, welche den Arzt nicht bezahlt glauben durch die Ehre, sie behandelt zu haben, die dankbarsten von allen Kranken zu sein. Trotz der Niedrigkeit ihres Standes, und trotz ihres Mangels an Bildung, kann die desto lautere Stimme ihres dankbaren Gefühles gar Manches beitragen, den Ruf des Arztes zu vermehren, und, was noch mehr ist, sie kann ihn begründen. Das eigene Interesse schon erlaubt daher keinem Arzte, am wenigsten aber dem angehenden, die Praxis unter den niedern Ständen gering zu achten, und je öfter besonders junge Aerzte sich Verstöße in ihrem Benehmen am Krankenbette zu Schulden kommen lassen, desto wichtiger ist es, daß sie zeitig den Charakter der niedern Stände studiren, bei denen sie doch in der Regel ihre Praxis eröffnen. Man weiß, wie vielentscheidend hier oft der Anfang ist.

Wenn ich aber in dem ganzen vorliegenden Aufsatze immer von den „niedern Ständen" spreche, so denke ich doch dabei immer ausschließlich an ungebildete Individuen, und würde mich daher — da die Bildung keinesweges unzertrennlich mit dem Stande verbunden ist — jenes Ausdrucks gar nicht bedient haben, wenn nicht in unserer Zeit noch die größte Mehrzahl der Individuen niedern Standes Ungebildete wären. A potiori fit denominatio, welche Regeln wir also auch für unser Benehmen gegen einen Kranken dieses Standes vorschreiben mögen, sie sind nicht anwendbar, wo die ächte oder falsche Bildung den Stand der Kranken übersteigt. Der erstere findet bei den eigentlich sogenannten, achtungswerthen pauvres honteux Statt, denen der Arzt, auch wenn sie in der bittersten Armuth und der tiefsten Niedrigkeit sich befinden, durchaus

jede Rücksicht schuldig ist, welche der Gebildete fordern darf, und welche zu vernachlässigen eben so unzweckmäßig als inhuman wäre. Auf den zweiten Fall, das Zerrbild der ächten Bildung, stößt der Arzt am häufigsten bei weiblichen Wesen der niedern Stände. Wenn es aber manchem angehenden Arzte auch noch so unbequem erscheinen mag, die falschen Ansprüche zu berücksichtigen, welche diese oft sehr lästige Klasse von Kranken an ihren Arzt macht, so kann ich doch nach meiner Erfahrung nicht rathen, gegen solche Benehmen ganz dasselbe Benehmen durchgreifend zu beobachten, wie es der Mangel an Bildung fordert, und zu welchem man in solchem Falle nur gar zu leicht durch den Aerger über Ziererei u. dgl. verleitet werden kann. Die unvermeidliche Folge davon ist, daß sich der— und besonders die — Kranke verletzt fühlt, und da einen beleidigenden Arzt Niemand haben mag, so muß auch der Schein einer Beleidigung nach Möglichkeit — sunt certi denique fines — vermieden werden. Ausdrücklich schließe ich hier ferner von den niedern Ständen Dienstboten aus, wenn sie der Arzt nicht in einem Hospitale behandelt, für welchen Fall ganz andere Grundsätze gelten, als hier zur Sprache kommen können; Dienstboten gehören freilich mit sehr wenigen Ausnahmen in jedem Sinne zu den niedern Ständen; ich schließe sie aber hier aus, wie ich mich mit ihrer Behandlung im Hause der Herrschaft aus guten Gründen in meiner Praxis nur sehr ungern befasse, wenn nicht die Krankheit eine sehr schnell verlaufende, oder eine sehr unbedeutende ist. In allen andern Fällen setzt die gewöhnliche Lage der Dienstboten, die meistens kaum vor der Witterung schützende Wohnung, der Mangel eines guten Bettes, der nöthigen Pflege und Aufsicht über den Gebrauch der Arzneien, die vorzeitige Anstrengung nach halbbeendigter Genesung und andere ähnliche Umstände der Cur so wesentliche Hindernisse entgegen, daß ich es im Allgemeinen immer für zweckmäßiger halte, erkrankende Dienstboten sofort nach einer öffentlichen Krankenanstalt bringen zu lassen, als mit Versuchen die Cur im Hause der Herrschaft

zu bewerkstelligen, die Zeit zu verlieren, woraus im Grunde dem Herrn wie dem Diener Nachtheil erwächst. Manchmal erlauben indeß die Umstände, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und dann finden, wie sich von selbst versteht, die Grundsätze, welche das Benehmen des Arztes gegen die niedern Stände leiten müssen, auch hier ihre volle Anwendung. Ueberhaupt dürfen wir hier nicht erst erinnern, daß der Arzt hier, wie überall, seine allgemeinen Grundsätze wissen muß unterzuordnen den niemals gänzlich zu vermissenden Fällen der Ausnahme. Ich habe Leute behandelt, die den niedrigsten Ständen angehörten, z. B. Jahre lang die Familie eines sehr armen Obsthändlers, die aller Bildung ermangelten, aber einen so gesunden, natürlichen Verstand besaßen, daß sie von diesem noch Früchte ärndeten, die oft nicht einmal die Bildung sichert: eine geregelte Lebensweise, eine musterhafte Kindererziehung, und vorzüglich ein äußerst verständiges Benehmen in Bezug auf ihre Krankheiten, den Arzt, den Gebrauch der Arzneien u. dgl. m. Auch solche Individuen dürfen von dem Arzte nicht dem gemeinen Haufen der Leute niedern Standes gleichgesetzt werden, so wie er andererseits bei der Praxis unter den höhern Ständen oft genug in die Nothwendigkeit kommt, Grundsätze in Anwendung zu bringen, die nur dem Ungebildeten gegenüber gültig sein können.

Uebrigens hat die ärztliche Praxis unter den niedern Ständen, wie sonst Alles in der Welt, ihre vortheilhafte, wie ihre unvortheilhafte Seite, und wer beide genau kennt, hat schon viel für die Kunst eines zweckmäßigen Benehmens in diesem Kreise gewonnen. Zuvörderst kommt es in demselben dem Arzte gar sehr zu Statten, daß er im Allgemeinen auf Wahrheit des Kranken weit mehr rechnen kann, als unter den höhern Ständen, obgleich eigentliches Vorschützen und Verhehlen von Krankheiten aus niedrig selbstsüchtigen Absichten bei jenen häufiger vorkommt, als bei diesen. Wie bei dem gemeinen Manne die Umstände keinen Gedanken an solche Absichten zulassen, kann der Arzt den Aussagen des Kranken und seiner Angehörigen in der Regel

sicher vertrauen. Ein angestrengt arbeitsames und mühevolles Leben schützt diese Klasse von Menschen, die man ja auch die arbeitende zu nennen pflegt, vor jenem langweiligen Mißmuth, aus welchem bei den höhern Ständen so zahlreiche Krankheiten, und im Verlaufe derselben so manche eingebildete Symptome, und so viele den Arzt leicht irre führende und auf jeden Fall lästige Uebertreibungen hervorgehen. Nicht selten sind es überhaupt einfachere und fast immer mehr am Tage liegende Ursachen, aus denen die Krankheiten der niedern Stände hervorgehen: übermäßige körperliche Anstrengungen, oder Ausschweifungen in dem Genusse der Nahrungsmittel, oder Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ꝛc., während in den höhern Ständen oft die gesammte Lebensweise aus Gelegenheitsursachen von Krankheiten besteht, von denen manche einzelne im Innersten der Lebensverhältnisse verborgen liegen, selbst für den Arzt schwer oder gar nicht zu erforschen. Endlich wird auch dem Arzte sein Geschäft bei den niedern Ständen nicht wenig dadurch erleichtert, daß ihm weit seltener als bei den Gebildeten, und besonders bei den Verbildeten, launenhafte Forderungen und Ansprüche entgegen stehen. Der gemeine Mann verlangt keine theoretische Exposition seiner Krankheit, er disputirt nicht mit dem Arzte über die zu wählende Heilmethode, über die Anzeigen und Gegenanzeigen der einzelnen Heilmittel u. dgl. m., auch werden seine weniger empfindlichen Sinnesorgane nicht zu stark von widerwärtig schmeckenden und riechenden Arzneien afficirt, und es finden diese also bei ihm leichter Eingang. Aber freilich, es steht dieser Lichtseite der Praxis eine sehr starke Schattenseite entgegen. Wenn die ärztliche Praxis einen fast fortwährenden Kampf mit Vorurtheilen und Launen mit sich führt, so sind es besonders die ersteren, welche unter den niedern Ständen oft die nothwendige ärztliche Behandlung gar nicht erst eintreten lassen, noch öfter sie unendlich erschweren, und leider nicht seltener sie die gewünschte Frucht nicht tragen lassen. Den Kampf mit dieser hundertköpfigen Hyder der Vor-

urtheile glücklich zu bestehen, ist keine geringe Aufgabe. Aber auch wo sie gelöst ist, und selbst wo sie nur geringere Schwierigkeiten darbot, hat der Arzt in dieser Sphäre der Praxis häufig mit Hindernissen zu kämpfen, von denen in andern Kreisen seines Wirkens ungleich seltener die Rede ist. Wir klagen mit Recht im Allgemeinen darüber, daß die chronischen Krankheiten häufig erst nach ihrer vollständigen Entwickelung ein Gegenstand der ärztlichen Pflege werden, und häufig deshalb ungeheilt bleiben; aber auf keinen Kreis des praktischen Lebens paßt aus vielen von selbst einleuchtenden Ursachen die Klage mehr, als auf die Praxis unter den niedern Ständen, bei denen Unkunde, Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst, geringere Empfindlichkeit, die Scheu vor einer ärzlichen Cur, das Vertrauen zu Hausmitteln ꝛc., ein frühzeitiges Herbeirufen des Arztes oft hindern. Und ist nun endlich der Arzt gerufen worden, dann beginnt eben sehr häufig jener Kampf mit groben und nicht selten verderblichen Vorurtheilen, dessen wir vorhin erwähnten, und in welchem zur rechten Zeit nachzugeben, und eben so zur rechten Zeit Widerstand zu leisten, die schwierige Aufgabe für den Arzt ausmacht, welche nicht wenig dazu beiträgt, die Praxis in den niedern Ständen zu verleiden. Verbindet sich aber noch, wie es leider immer häufiger der Fall wird, mit jenem Mangel an Bildung, der im Allgemeinen die niedern Stände charakterisirt, und mit jenen Vorurtheilen Dürftigkeit oder gar jene unvollkommene Armuth, welche noch nicht geradehin alle Sorge für das physische Wohl des Individuums dem Staate aufbürdet, so ist vollends Alles gegeben, was für den Arzt die Behandlung solcher Kranken mühselig machen und ihn um den Erfolg derselben betrügen kann. Der Kranke kann einem Berufe und Beschäftigungen, die ihm nachtheilig sind, oder aus denen sogar seine Krankheit entsprungen ist, nicht eher entsagen, bis die physische Unmöglichkeit vorhanden ist, ihnen obzuliegen, er kann nicht alle Hilfsmittel der nothwendigen Cur in Anwendung bringen, sich ihrer nicht lange

genug bedienen, bei anscheinender Besserung sich nicht gehörig schonen, Rückfälle durch eine zweckmäßige Lebensweise und eine nothwendige Nachkur vermeiden ꝛc. Er kann das Alles nicht, auch wenn ihn seine Vorurtheile nicht oft hinderten, es zu wollen, und somit trifft den Arzt der doppelte Kummer, seine Cur nicht blos vereitelt zu sehen, sondern sie auch aus Gründen vereitelt zu sehen, die nicht in der Natur der Krankheit an sich liegen, und denen wohl gar noch zum Ueberflusse von dem Kranken und dessen Angehörigen andere untergeschoben werden, aus denen der große Haufe eine Anklage des Arztes bildet, was er — freilich in allen Ständen — so gerne thut.

Aber welches Benehmen des Arztes wird nun das zweckmäßigste sein, um diese Schwierigkeiten, in so fern sie überwunden werden können, wirklich zu besiegen. Ich antworte: im Allgemeinen jenes, welches, ohne dem gemeinen Mann den Abstand zwischen ihm und dem gebildeten Arzte zu fühlbar zu machen, andrerseits doch geeignet ist, ihm für die Würde der Kunst und des sie für ihn repräsentirenden Künstlers, alle nöthige Achtung einzuflößen. Aber ich weiß sehr wohl, daß ich damit nur einen im Grunde für die Praxis überhaupt giltigen Grundsatz ausspreche, denn überall kommt es bei dieser eigentlich darauf an, daß der Arzt sich bis zu einem gewissen Punkte dem Kranken gleichsam zu assimiliren verstehe, ohne dadurch das Uebergewicht über ihn zu verlieren. Es sind also die Mittel, welche den Unterschied eines zweckmäßigen ärztlichen Benehmens bei den verschiedenen Ständen bestimmen, und sie sind es also auch, denen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden.

Der gemeine Mann hat im Ganzen einen Widerwillen gegen gebildete Aerzte, in so fern er sich ihrer Cur anvertrauen soll, und wirft sich eben deshalb bekanntlich so gern in die Arme von Leuten, besonders der niedrigern Stände, die wenig oder nichts von der Heilkunst verstehen, aber sein Vertrauen doch an sich zu reißen wissen. Der Grund dieses dem Unwissen-

den zugewandten Vertrauens ist allerdings nicht selten in pecuniären Rücksichten zu suchen, aber allein und überall kann er in diesen nicht liegen. Denn Wunderdoctoren, Quacksalber, Schäfer u. s. w., sind ja meistens in Bezug auf das Sostrum strenger und unerbittlicher, als es edelsinnige Aerzte gegen den Bedürftigen zu sein pflegen, und der Gemeine zahlt jenen, wenn er nur kann, gern das Doppelte von dem, was er dem wirklichen Arzte nur ungern entrichtete. Noch weniger kann der Grund jenes Vertrauens in dem Erfolge der quacksalberischen Curen liegen, obgleich dieser gewöhnlich von dem gemeinen Manne selbst für den wahren Grund seines Vertrauens gehalten und ausgegeben wird. Denn vergebens würde man ihm die zahlreicheren glücklichen Erfolge einsichtsvoller angestellter Curen dieses oder jenes gebildeten Arztes rühmen, während er sich gerne überreden läßt, daß die häufigen ungünstigen Erfolge der von einem Charlatan angestellten Curen nichts weniger als auf die Rechnung der Unwissenheit zu setzen sind, vielmehr zufälligen Umständen, besonders der eignen Schuld der Kranken beigemessen werden müssen. Der Grund jenes seltsamen Vertrauens liegt also gewiß hauptsächlich darin, daß sich der gemeine Mann, was die Bildung betrifft, so ziemlich seines Gleichen gegenüber sieht, wenn er sich dem Quacksalber anvertraut, und daß sich seine Phantasie zu gleicher Zeit in dem Gedanken an ein wunderbares, diesem Manne beiwohnendes heilkräftiges Wissen gefällt. Eben hieraus fließen von selbst die Klugheitsregeln, welche der Arzt bei der Praxis in den niedern Ständen nie aus den Augen verlieren darf.

Der Arzt muß sich vor allen Dingen zu dem gemeinen Mann herabzulassen verstehen, sich ihm dem Scheine nach näher zu stellen wissen. Dazu kann nun schon die äußere Erscheinung des Arztes viel beitragen, und wenn vielleicht gegenwärtig nicht mehr behauptet werden kann, daß der Niedere lieber sein Vertrauen einem Arzte schenkt, der zu Fuße zu ihm kommt, als einem, der im Wagen durch die Straßen rollt, so zieht er doch

noch immer jenen, der ihm mit einem einfachen Aeußern entgegen tritt, und in ungesuchten, leicht verständlichen Ausdrücken sich vernehmen läßt, einem Arzte vor, dessen glänzende Erscheinung ihn blendet, dessen hoher Ton ihn verwirrt und einschüchtert, dessen ganzes Wesen ihn aber deßhalb um so weniger gewinnt. Sorgfältig hüte sich also schon deßhalb der Arzt, diesen Kranken gegenüber, den Vornehmen zu spielen.

Aber auch während der Cur gilt dieselbe Regel für das Benehmen des Arztes; es sei immer ernst und würdig, aber freundlich, und vor allen Dingen einfach; der Arzt zeige dem Kranken aufrichtige Theilnahme, die in diesem Kreise der Praxis öfter, als in den höhern Ständen, die herzlichste Anerkennung findet, und hüte sich mit den Vorurtheilen, und überhaupt den irrigen Meinungen der Kranken einen Kampf einzugehen, der hier noch weniger, als bei Gebildeten, einen glücklichen Ausgang versprechen könnte, aber noch gewisser, als bei diesen, das Vertrauen untergraben würde. Ueberdies sei der Arzt bemüht, je beschränkter die äußere Lage des Kranken ist, desto mehr, was an ihm ist, dafür zu thun, daß die Last der Krankheit nicht zwecklos durch ärztliche Verordnungen vermehrt werde; er thut dadurch einer Pflicht Genüge, deren Erfüllung ihm fast immer sehr hoch angerechnet werden wird.

Endlich muß der Arzt der niedern Stände in Bezug auf die Belohnung, die er von seinen Kranken zu erhalten hat, sich vor einem Benehmen hüten, welches diese nur in Verlegenheit setzen, und ihnen den Arzt entfremden würde; oder mit andern Worten, er muß es ihnen in der Regel nicht überlassen wollen, den Betrag des schuldigen Honorars selbst zu bestimmen. Der Arzt reiche also solchen Kranken eine Liquidation seiner Bemühungen ein, und halte sich für überzeugt, daß er durch dieses Verfahren, wenn seine Forderung mit Rücksichten die Billigkeit beobachtet, weit mehr dazu beitragen wird, sich das Vertrauen der Kranken zu gewinnen und zu erhalten, als durch eine, an sich allerdings angemessenere, aber den Niedern zu vornehm

dünkende Behandlung dieses Gegenstandes. Sie würde diesen Zweck sogar ganz verfehlen.

Aber über allen diesem Bestreben, dem ungebildeten Kranken und seiner Familie den Abstand von einem wissenschaftlich gebildeten Manne vergessen zu machen, darf der Arzt einen zweiten, anscheinend dem vorigen gerade entgegen gesetzten Zweck nicht aus den Augen verlieren, den nämlich, den Kranken immer auf einer möglichst hohen Meinung von dem Wissen und dem ganzen Werthe des Arztes zu erhalten. — Bekanntlich sind die Ansichten, die über die Bedeutung der ärztlichen Kunst selbst unter den höhern Ständen herrschen, fast durchgängig noch sehr unreif; selbst unter diesen Ständen finden wir wenige Spuren ächter medicinischer Volksaufklärung. Wenn wir aber dergleichen doch zuweilen finden, z. B. einen gebildeten Laien, der nicht Unfehlbarkeit von der Medicin und den Aerzten fordert, um beiden andauernd zu vertrauen, so ist auf diese Erscheinung unter den niedern Ständen beinahe gar nicht zu rechnen, und nichts geschieht dafür, Besseres in dieser Hinsicht von der Zukunft erwarten zu dürfen. Bei dieser Lage der Sache ist es aber wahre Pflicht des Arztes, zu erwägen, daß der Mensch in eben dem Grade, in welchem er ungebildet ist, größeres Gefallen an dem Unerklärlichen, oder ihm wohl gar übernatürlich, wunderbar Erscheinenden findet, und sich diesem am liebsten mit Vertrauen zuwendet, daß man also, um dieses letztere zu gewinnen, zwar jenem Hange zum Geheimnißvollen nicht in der Art fröhnen darf, wie es sich immer nur der Charlatan erlauben wird, wohl aber ihn schonend zu berücksichtigen hat. Opinioni aliquid dandum est.

Unter den ärztlichen Eigenschaften, welche am sichersten bei allen Ständen Vertrauen erwerben, und erworbenes erhalten, steht gewiß Bestimmtheit der Aussprüche der Verordnungen und des ganzen Benehmens oben an, aber bei den niedern ist diese Eigenschaft des Arztes doppelt nothwendig, indem der Kranke, der nicht einmal die allgemeine Bildung des Arztes zu

würdigen, und von ihr auf die ärztliche zu schließen vermag, nur durch ein blindes Vertrauen gefesselt werden kann. Aber die entschiedene nothwendige Eigenschaft des Arztes der niedern Stände wird sich deutlicher noch aus der Betrachtung einzelner Verhältnisse desselben am Krankenbette ergeben.

Zuerst erfordert beim Krankenexamen die mehr oder weniger mangelhafte Bildung des Kranken, daß der Arzt seine Aufmerksamkeit verdopple, damit die oft so undeutlichen Angaben des Kranken nicht zu Mißverständnissen Veranlassung geben. Kranke, welche dem Arzte eine zusammenhängende, genügende Krankheitsgeschichte mittheilen können, sind freilich überhaupt selten, aber sie sind doch am wenisten in den niedern Ständen zu suchen. Nichts desto weniger lasse man auch Kranke dieser Klasse, oder im Nothfalle ihre Angehörigen selbst erzählen, was sie von der Krankheit und deren Ursachen wissen, aber man stelle die hierauf an sie zu richtenden Fragen mit der größten Bestimmtheit und genauester Beziehung auf das Einzelne, überzeuge sich auch, daß sie der Kranke vollkommen richtig verstanden, und begnüge sich nie mit hier besonders häufigen unbestimmten Antworten, sondern benütze sie immer so lange als Veranlassung neuer Fragen, bis der streitige Gegenstand vollkommen in's Klare gesetzt ist. Aus ähnlichen Gründen darf man sich bei dem gemeinen Manne, wenn von schmerzhaften Empfindungen die Rede ist, nie mit seinen Angaben begnügen, sondern muß sich schlechterdings immer die schmerzhaften Stellen mit dem Finger zeigen lassen.

Daß gemeine Leute ihren Aberglauben und ihre Vorurtheile auch in Bezug auf ihre Krankheiten geltend machen, liegt in der Natur der Sache; aber sehr thöricht wäre es, wollte der Arzt glauben, daß er diesen Vorurtheilen geradehin entgegentreten müsse, nichts würde ihn vielmehr sicherer um das Vertrauen des Kranken bringen, ohne diesen vom Irrthume zu überzeugen. Man lasse ihm also seine vorgefaßten Meinungen, wenn sie nichts Schädliches mit sich führen; im entgegengesetz-

ten Falle darf man dies freilich nicht, aber auch dann hüte man sich, zu verspotten und unbedingt zu verwerfen, was dem Kranken wichtig scheint; man bemühe sich, ihm zu zeigen, daß es auf seinen Fall nicht anwendbar ist, und suche überhaupt nach Maßgabe seiner Bildung das Schädliche unschädlich für ihn zu machen.

Wenn es dem Arzte durch Beobachtung der vorstehenden Grundsätze gelingt, das Vertrauen seiner Kranken aus niedern Ständen zu fesseln, dann wird er ihnen schon sehr oft dadurch nützlich werden, daß seine Cur sie von schädlichen Heilungsversuchen abhält; da sie aber diese oft noch gleichzeitig mit der ärztlichen Cur anstellen, so muß sein Bestreben dahin gerichtet sein, wenigstens zu verhindern, daß ihm solche Versuche unbekannt bleiben. Ich denke hierbei vorzugsweise an die sogenannten Hausmittel, die so beliebt bei dem Volke sind, und deren unbedingte Verwerfung von Seiten des Arztes um so weniger Billigung verdient, als sie sehr unklug ist, und nicht einmal richtige Kenntnisse der Sache voraussetzt. Allerdings giebt es sogenannte Hausmittel, deren Gebrauch so Eckel erregend, und andere, deren Wirkung so unvermeidlich schädlich ist, daß man, wenn man den Unverstand und den Aberglauben des großen Haufens nicht kennte, es unbegreiflich finden müßte, daß sich Jemand zur Anwendung solcher Mittel entschließen kann. Mir ist eine Frau vorgekommen, die ihre Augenentzündung dadurch zu heilen hoffte, daß sie die Augen mit ihrem Urin wusch; ein Gallsüchtiger, der im Genusse von Läusen mit Pfefferkuchen das Heilmittel seiner Krankheit zu finden versucht hatte, eine Neuentbundene, die, um sich ein gutes Wochenbett zu bereiten, ein Stück der Nachgeburt in einer Suppe genossen hatte u. s. w., und welcher Arzt hätte nicht mancherlei Aehnliches beobachtet. Gegen Dinge der Art kann sich der Arzt, wenn er gefragt wird, freilich nicht anders, als mißbilligend erklären. Aber es giebt unschädliche Hausmittel, die der Arzt nicht empfehlen wird, deren Anwendung er aber in den niedern

Ständen schon deshalb, wenn sie der Kranke in Vorschlag bringt, niemals widerrathen sollte, damit künftig nicht einmal schädliche Dinge von dem Kranken, ohne vorhergegangene, oder wenigstens nachträgliche, Anzeige in Gebrauch gezogen werden. Endlich gibt es anerkanntermaßen manches recht brauchbare Hausmittel, dessen Empfehlung dem Arzte also wohl ansteht, und in den niedern Ständen ihm selbst nicht wenig zur Empfehlung gereichen wird.

Welche Stellung nehmen die Aerzte gegen sich selbst ein?

„Alles würde in der Welt am besten mit Negationen gehen. Die Wegschaffung des Schlimmen wird schon das Gute bringen."

Es gab und giebt noch einige allgewaltige Menschen, welche durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und ihre Persönlichkeit eine Menge anderer Menschen leiten und regieren, ohne daß sie es fühlen. Wollte Gott, es erstände unter den hiesigen Aerzten Einer, der, diese Eigenschaften besitzend, eine Einheit in die Republik dieser Gelehrten zu bringen vermöchte. Eine Einheit, die uns Noth thut. Schwerlich giebt es aber unter den kenntnißreichsten und humansten unserer Aerzte Einen, dem dieses vorzugsweise gelingen könnte, und so kann es der vereinten Kraft Mehrerer nur gelingen, das zu bezwecken, was wir vermissen. Versucht ist dieses, und als trauriger Beweis dieses Versuches steht der ärztliche Verein da, der, wie wir glauben, nach Außen geschätzt und angesehen, von den Einheimischen nur aus einem Gesichtspunkte betrachtet wird, der ihn in eine Kategorie mit einer Leihbibliothek setzt. Versucht wird dies ferner von mehreren kleinen Gesellschaften befreundeter Aerzte, die vielleicht alle nach Außen strebend, durch Anfeindungen, Mißverstand, Furcht und Phlegma auf sich selbst beschränkt werden. Was fehlt uns denn? ich habe es gesagt, Einheit; und um diese einzige Stütze jeder Republik zu erlangen, müssen wir uns anders gegen einander betragen, wie bisher. Die ältern Aerzte, die fast sämmtlich im Besitze einer ansehnlichen Praxis sind, oder die höchsten Medicinalstellen bekleiden, müssen

bedenken, daß, wenn sie reiche Erfahrung während einer langen Praxis sammeln konnten, doch während dieser Zeit die Medicinalanstalten eine gewaltige Reform erlitten haben, und es den jüngern Aerzten möglich war, mit neuen Theorien und Ansichten und einem Grade von Erfahrenheit in das praktische Leben zu treten, welches ihnen nicht möglich war. Sehen sie daher ihre durch Erfahrung gesammelten Ansichten nicht als die einzig und allein wahren an, sondern hören sie, im vorkommenden Falle, die Meinung des jüngern Collegen mit Ruhe, Aufmerksamkeit und allenfalls mit Nachsicht, suchen sie seine vielleicht zu sanguinischen Ansichten zu berichtigen, seine Vorzüge anzuerkennen, so werden sie sich die Liebe desselben erwerben, und ein Verhältniß begründen, welches, auf wahrer Collegialität beruhend, ihnen beiden Achtung und Ruhm erwerben wird. Die jüngeren, auf solche Vorbilder sehend, werden es sich zur Pflicht machen, auf gleiche Weise gegen die jüngsten zu handeln, eingedenk der zuvorkommenden Behandlung, die sie empfangen und erfahren, und bei den jüngern Generationen werden sie mit Vergnügen Alles thun, was in ihren Kräften steht, sich den ältern gefällig und dankbar zu zeigen.

Werfen wir einen Blick auf den gegenwärtig herrschenden Ton, so sollte man fast glauben, daß das eben Gesagte eine Satyre sein solle, von der ich so weit entfernt bin, daß ich blutige Thränen über unser Verhältniß vergießen möchte. Was sehen wir an der Stelle von Duldung, Collegialität, Mittheilung und Freundschaft? Arroganz, Partheiwuth, Verschlossenheit und Neid. Der Aeltere sieht scheel, wenn er an einen Jüngern ein sogenanntes gutes Haus verliert, der Jüngere freut sich, wenn dieß geschieht, und der Jüngste wünscht, daß es ihm zu Theil werden möge. Daher sucht sich der Eine gegen den Andern zu decken, und in dem allen freien Sinn beengenden Bewußtsein der Abhängigkeit von Publikum und Gönnern, sucht man sich gegenseitig zu schaden und zu schützen, jedes Mittel, was zum Zwecke führt, für erlaubt haltend. Ist es

da ein Wunder, wenn das Publikum geringschätzend denkt von einem Stande, dessen einzelne Mitglieder nicht im Stande sind, ihre eigene Würde zu behaupten, geschweige die des ganzen Standes; ist es ein Wunder, wenn das Publikum, statt volles, festes Vertrauen zu seinen Aerzten zu besitzen, mit denselben wechselt, wie mit einem Modeartikel. Ist es ein Wunder, daß die Aerzte, die Jünger der heiligsten, seegensreichsten Wissenschaft, unangesehen und wenig geachtet dastehen. Aber „alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab," und so rufe ich euch zu, euch, die ihr durch Alter, Anstellung, Wissenschaft, Erfahrung, Muth und Humanität erkohren seid, eine bessere Ordnung der Dinge, wenn auch nur allmälig, herbeizuführen, Alles zu thun, was in euren Kräften steht, um dahin zu gelangen; denkt nicht, daß, weil eure Tage vielleicht gezählt sind, ihr berufen seid, die Ernte einer langen Saat zu genießen, oder weil euer Ausspruch als gerichtlich gültig anerkannt wird, daß ihr dadurch der Collegialität gegen eure jüngern Brüder, oder der Pflichten gegen den ganzen Stand enthoben wäret. Denkt nicht, weil ihr viel wißt und viel erfahren, dieß nur für euch zu benützen, und es nicht mitzutheilen und zum allgemeinen Besten zu verwenden. Denkt nicht, daß, wenn ihr genugsam fühlt, euch selbst vertheidigen oder repräsentiren zu können, oder ihr human genug seid, mit dem Schwachen Geduld zu haben, daß es genug sei; sondern ihr seid verpflichtet, den Schwankenden und Preßhaften mit zu vertheidigen, und den Schwachen aufzurichten und zu stärken, sonst ist euer Muth Egoismus, und eure Humanität Gleichgültigkeit. Gegen Gleichgültigkeit aber bewahrt euch Alle, und vergesset nicht, daß ihr eines Stammes Brüder seid, und daß, wenn ihr euch erniedrigt, dies nicht eure Person, sondern die Würde des ganzen Standes trifft. Achtet euch selbst gegenseitig, wie ihr geachtet sein wollt.

Ich freue mich, daß es auch bei uns viele Aerzte giebt, die das Bessere wollen, die mit der höchsten Achtung gegen unsere

Behörden und deren weise Einrichtungen, es sich doch gestehen müssen, daß in den Medicinalangelegenheiten es noch eine Menge Fehler und Lücken gibt, die einer Verbesserung fähig sind und deren bedürfen; die recht gut einsehen, daß die Stellung der Aerzte bei uns besser sein könnte, als sie ist, ohne sie deshalb zu bevorrechtigen, ja besser sein müßte, um den Aerzten mehr Impuls zu geben, und sie vor dem alles Wissenschaftliche tödtenden und geistig vernichtenden Princip zu schützen, die Wissenschaft nur als Broderwerb zu betrachten. Wer anderer Menschen Noth und Leiden theilnehmend, rathgebend und hülfebringend in sich aufnehmen soll, muß möglichst sorgenfrei sein können. Wer die Wissenschaft, die Tochter des Himmels, pflegen soll und muß, um Rath und Hülfe zu bringen, darf sie nicht einzig vor den Pflug spannen und zum Ackergaul erniedrigen.

Gingen dennoch aus deinem Schooße, Hammonia, große Aerzte hervor, so freue dich, daß sie dazu beitrugen, deinen Namen zu verherrlichen, vergiß aber nicht, daß ihr eigner Geist es war, der sie erhob über das Alltagsgewühl deiner Märkte, und den Schlendrian deiner Herkömmlichkeit. Aber ich bitte, mich nicht mißzuverstehen, ich verstehe unter „groß" etwas anderes, als dick, lang, dreist oder angestellt sein.

Das Thema ist groß, und man kann es noch sehr weit ausdehnen, ohne es zu erschöpfen, doch dazu gehört eine geübte Feder, wenn man seine Leser nicht ermüden, und statt Eifer Lässigkeit erzeugen will. Mir geht es aber mit meinem Schreiben, wie Lessing's Maler mit seinen Bildern. Ehe es aus Herz und Kopf durch die Fingerspitzen auf's Papier kommt, ist das Beste verloren gegangen, und ich wundere mich oft, daß es nun so kalt da liegt, da es von innen so glühend war.

(Aus der nur für ein Jahr bestandenen Hamburger mediciniſchen Wochenschrift. 1837.)

Medicinische

Länder-, Völker- und Städte-kunde.

Einiges über Spaniens Heilkunde in dem Jahre 1836.

(Nach verschiedenen Quellen.)

Das religiöse Gefühl und die Frömmigkeit der alten Spanier macht sich besonders durch die große Zahl von Hospitälern und Hospicien, mit denen die Hauptstadt versehen ist, bemerkbar. Für eine Population von 210,000 Seelen (1831) zählt sie 15 Hospitäler und 7 Hospicien, in denen die Aufsicht und Verwaltung, so wie die Pflege der Kranken, den Händen religiöser Brüderschaften, die zum Theil eigens zu diesem Zwecke bestimmt sind, anvertraut sind. Nach dem vor uns liegenden Berichte eines Engländers (vergl. Hamburger Zeitschrift der gesammten Heilkunde, 1836. Bd. 4. Hft. 1.) ist das vortreffliche, ausserhalb der Stadt gelegene, allgemeine Hospital eines der großartigsten Gebäude, das in dieser Art irgendwo errichtet worden, doch ist es leider, wie so manches andere Werk spanischer Grandezza, unvollendet geblieben. In dem kaum vollendeten sechsten Theile ist Raum für 2000 Kranke; die jährliche Aufnahme beträgt etwa 14,000; die Sterblichkeit zwischen 1000 und 1100. Für alle Erfordernisse eines so großen Hospitals wurde hier ursprünglich vortrefflich gesorgt; geräumige Apotheke, Küchen, Vorrathskammern ꝛc. Aber durch die heutige Indolenz und Nachlässigkeit in Verwaltung, Behandlung und Pflege, erwächst aus denselben den unglücklichen Kranken nur wenig

Nutzen. Die Aerzte besuchen die Kranken sehr unregelmäßig, und sorgen in keiner Hinsicht für deren Pflege, und von diesen, wie vielen anderen Gebrechen ist die natürliche Folge ein so unbeschreiblicher Abscheu vor dem Institute, daß der dürftigste Bauer Anstand nimmt, sich selbst oder seine Angehörigen den so zweifelhaften Curen in diesem Hospitale anzuvertrauen. Die Pflege und Aufsicht der Kranken ist der Ober-Brüderschaft anvertraut, die der Wahnsinnigen, den „Hijas de Caridad," den barmherzigen Schwestern. — Die Einnahmen des Hospitals sind sehr bedeutend; ausser dem Zins von bedeutenden Ländereien und Wohnungen, die dem Hospitale gehören, erhält es einen Theil von den Einnahmen der verschiedenen Theater, Maskenbälle, bei Stiergefechten u. s. w., dann milde Gaben und Legate. Obgleich die Schwestern sich mit großer Sanftmuth der Pflege der Wahnsinnigen annehmen, so ist das Loos derselben in diesem Hospitale doch ein sehr unglückliches, weil sie in einem offenen Hofe vor ihren Zellen dem Spott und den Neckereien eines müssigen Pöbels ausgesetzt sind, der sie wie wilde Thiere betrachtet, und sich daran erfreut, sie zu reizen und zu erzürnen.

Bei dem Hospitale befindet sich auch ein altes schmutziges anatomisches Theater, wohin alle Leichen aus dem Hospitale gebracht und secirt werden können. — Neben dem großen Hospitale, das nur Männer aufnimmt, ist das Hospital für Frauen, das gleichfalls von den barmherzigen Schwestern besorgt wird; es werden jährlich 4 bis 5000 Kranke darin aufgenommen, und die Sterblichkeit ist wie 1 von 9.

Die übrigen sogenannten Hospitäler sind mehr Versorgungsanstalten und Asyle für unheilbare Kranke, für Blinde, für arme alte Geistliche, für alte Leute aus dem königlichen Haushalt u. s. w. Im Jahre 1835 wurden in den sämmtlichen Heilanstalten Madrid's (mit Ausnahme von zweien, welche noch keinen Bericht eingereicht hatten,) 17,568 Kranke behan-

delt. Von diesen genasen 14,312, starben 1848. Der Bestand vom 1. Januar 1836 war 1108.

Augenentzündungen und intermittirende Fieber sind die beiden häufigsten Krankheiten Madrid's und ganz Spaniens. In Folge der ersteren, die, häufig vernachlässigt, ein schlimmes Ende nehmen, wimmelt die Hauptstadt von blinden Bettlern, die wie die Weglagerer sich von jedem Vorübergehenden einen Zoll ertrotzen. Da die Zahl der für Unheilbare bestimmten Hospitäler im Ganzen zu geringe ist, und man diese Unglücklichen aus den übrigen Anstalten entläßt, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als Betteln, um ihr elendes Dasein zu fristen.

Die Aerzte gehören, mit wenigen Ausnahmen, immer der liberalen Parthei an, namentlich sind die auf den Universitäten promovirten Doctores medicinae (hier medici puri genannt) warme Anhänger der Constitution von 1820. Nachdem König Ferdinand 1823 die Constitution umgestoßen, befahl er als Strafe für die Doctoren, die auf Universitäten studirt haben, daß nur die in den chirurgischen Schulen gebildeten Aerzte in den Staatsdienst treten und Stellen bekleiden sollten. Die chirurgischen Schulen wurden zu medicinisch-chirurgischen Schulen erhoben, eine Menge von Medico-Chirurgen creirt, und mit ihnen die sämmtlichen Stellen bei Hofe, in den Hospitälern, der Armee und Flotte u. s. w. besetzt. Seit jener Zeit leben die Doctoren in offener Fehde mit den Medico-Chirurgen, die eine äußerst geringe Bildung haben, bis auf wenige Einzelne, die durch sich selbst ein gediegenes ärztliches Wissen zu erreichen strebten. — Der Präsident der Medicinalbehörde, der vertraute Leibarzt der Königin, ist selber nur ein solcher Medico-Chirurg. Das jetzige (Mendizabal'sche) Ministerium ist jedoch gar sehr für die Doctoren gestimmt, so daß der Leibarzt dem Präsidium entsagt hat. Daß während der gegenwärtigen Kriegsumstände auch das wissenschaftliche Studium der Medicin darnieder liegt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Von den vier vor 1½ Jahren noch

bestandenen medicinischen Journalen vegetiren nur noch zwei, die fast nur Mittheilungen vom Auslande bringen. La Gazeta medica do Madrid wurde nur drei Monate alt; El Boletina de medicina do Madrid ist das eigentliche Blatt der Doctoren. Die zu Saragossa erscheinende Bibliotheca medica wird wahrscheinlich mit dem Anfange dieses Jahres auch schon eingegangen sein, und Los archivos homoeopathicos zu Cadix, haben auch schon zu erscheinen aufgehört.

Außer dem gelben Fieber, das Spaniens Küstenstriche schon oft mit schrecklichen Verwüstungen heimgesucht hat, außer noch andern epidemischen Krankheiten, die Spanien seinen Verbindungen mit dem Morgenlande, Afrika und Amerika, so wie den zerstörenden Kriegen, deren Schauplatz es wie jetzt, so auch von jeher war, verdankt, wird es häufig auch durch Seuchen geplagt, die sich nach dortigen Annalen im Lande selbst durch Dürren, Hungersnoth und schlimme Jahreszeit sehr häufig erzeugen. „Los annos de sequedud de hambry y de mordandad.“ Daß dies Land vor einiger Zeit auch von der asiatischen Würgerin — der Cholera — als sie im benachbarten Frankreich verheerend gewüthet hatte, nicht verschont geblieben, bedarf hier kaum einer Erwähnung. Unter den diesem Lande aber eigenthümlichen Krankheitsarten steht eine Augenkrankheit oben an, die namentlich in Mittelspanien eigentlich als eine Landplage vorkommt, und besonders in der Hauptstadt nicht nur die untern Volksklassen, sondern auch die hohen Stände ergreift. Man erstaunt über die Menge von Blinden in Madrid, wofür im Grunde keine andere Ursache vorhanden ist, als die brennende Strahlenkraft der Sonne an einem fast stets unumwölkten Himmel, verbunden mit der Kahlheit und Schattenlosigkeit des Landes. Aeltere Schriftsteller wollten dieses Uebel den unmäßig angewendeten Aderlässen zuschreiben, wozu sie die Menge der kunstfertigen Blutsauger, die mit dem Schnepper umzugehen wissen, zu schließen veranlaßt haben, denn jede Straße einer jeden Stadt in Spanien hat einen oder meh-

rere Barbiere, deren jeder sich mit Aderlassen abgiebt. Dr. Faure (Souvenirs du Midi etc. Paris 1831.) aber ist anderer Meinung. Nach ihm liegt Madrid auf einer Hochebene, die mehr als 1810 Fuß über die Meeresfläche erhoben ist, und unter allen Gegenden Spaniens die strengste Luft hat. Der Wind, der dort fast das ganze Jahr von den Guadarama-Bergen herweht, und dessen unheilvolle Wirkungen zu einer Menge Sprüchwörter Anlaß gegeben haben, bringt eine unerträgliche scharfe Kälte mit sich, die von der stärksten Lunge nicht ertragen werden könnte, wenn man nicht den Mund durch einen Zipfel des über die Schulter geworfenen Mantels dagegen verwahrte; und die Kälte mit den übrigen Einflüssen des Klima's vereint, bewirkt bei den meisten Fremden auch die schmerzhaftesten Koliken. Eben dieser so häufige, und vom Monate Februar bis zum Mai oft sehr ungestüme Wind erfüllt auch unablässig die Luft mit Wirbeln eines salpeterhaltigen Staubes, der die Augen einer ohnehin mit scrophulösen und syphilitischen Uebeln behafteten Bevölkerung entzündet, und den Grund zu jenen Ophthalmien legt, die das Zurückprallen der heißen Sonnenstrahlen und auch die Kälte der Nächte späterhin ungemein gefährlich machen. — Aber nicht allein Madrid ist von diesem Leiden heimgesucht: Augenkrankheiten und Erblinden herrschen in ganz Spanien, wenn man von dem, was man bis Cadix sieht, so schließen darf; auch ist die irritirende Atmosphäre der Halbinsel größentheils sehr in Bewegung, und der blendende Glanz der Sonnenstrahlen wird selten durch grünes Laub gemildert, das manchen Gegenden gänzlich fehlt. Kurz die Augenkrankheiten in Spanien können (wie die in Aegypten), jenem Salpeterstaub zugeschrieben werden, der sich in den Augen festsetzt und Entzündungen verursacht, die sich bei dem steten Wechsel von sengender Hitze am Tage, und beißender Kälte während der Nächte, ausserordentlich verschlimmern. Die Koliken von Madrid sind den Fremden stets gefährlich, und nicht selten tödtlich. Die Blatternseuche ist

im Sommer gefährlicher, als im Winter, vorzüglich in den Centralgegenden Spaniens, indeß hat die fast durchgängig im Königreiche eingeführte Kuhpockenimpfung größerem Umsichgreifen dieser Krankheit gesteuert; Scharlachfieber sind selten, und nicht gefährlich. Aber eine ähnliche Krankheit, die von den Spaniern „garcotillo" genannt wird (bei uns unter dem Namen „häutige Bräune" bekannt), nimmt zuweilen einen seuchenartigen Charakter an, und richtet dann zu gewissen Jahreszeiten so große Verheerungen an, als eine Pest. „Diese Krankheit," sagt Faure, „ist auf der Halbinsel sehr häufig, und aus den ärztlichen Annalen sieht man, daß sie seit Jahrhunderten schon dort einheimisch ist, ungeachtet der Reinheit und Trockenheit der Luft." (Vielleicht aber gerade aus dieser Ursache.)

Eine andere gangränöse Krankheit, die zu Madrid und in andern Provinzen, namentlich in Andalusien und Catalonien häufig vorkommt, ist das „Spitalfieber," das, wenn nicht als endemisch, doch als unvermeidlich in den Spitälern betrachtet werden kann, vorzüglich wenn es gegen Ende des Sommers geht. Um diese Zeit werden die geringfügigsten Wunden gefährliche und oft tödtliche Geschwüre. Eben so sind acute und chronische Lungenentzündungen häufig, und entwickeln sich vorzüglich in der Hauptstadt mit reißender Schnelligkeit zu einer Krisis. Lungensucht ist ebenfalls eine Krankheit, deren Keime in mehreren Theilen Spaniens stets wurzeln. Als Merkwürdigkeit aber kann in Rücksicht der Trockenheit der Luft betrachtet werden, daß die Wechselfieber meist im Anfange Junius auftreten, wo die Hitze am höchsten gestiegen ist. — Scrophulöse Krankheiten sind in Spanien vielleicht noch häufiger, als in Rußland; auch ist es nichts Seltenes, Bettlern zu begegnen, die an einem oder beiden Beinen mit Elephantiasis behaftet sind. Epileptische Fälle sind gleichfalls nicht selten, während Hysterie und Veitstanz zahlreich im Süden vorkommen, wo die Hitze am heftigsten ist. Gemüthskrank-

heiten und Wahnsinn finden sich hier verhältnißmäßig in grö-
ßerer Anzahl vor, als irgend wo anders; dazu trägt theils die
heftige Wirkung der Sonne auf den Kopf, theils der Mangel
an ordentlicher Beschäftigung bei, während die Regierung durch
den unablässig ausgeübten Geistesdruck die Bevölkerung in einer
steten fieberhaften Aufregung hält. Leider ist diese Annahme
allzusehr begründet. Man kann aber doch hinzufügen, daß
der religiöse Fanatismus der Spanier dem dort vorkommenden
Wahnsinn einen düstern Charakter leiht, der gern in Raserei
ausartet. Man hat für Geisteskranke auf der Halbinsel drei
Anstalten: eine zu Toledo, die andere zu Valencia, und die
dritte zu Saragossa. Eine vierte bestand zu Cordova, ist
aber seit einiger Zeit aufgehoben.

Die Kultur der Heilkunde in den vereinigten Staaten Nordamerika's.

(Nach verschiedenen Quellen.)

Die Geschichte der Medicin beginnt mit den ersten Kolonisten, die sich in den verschiedenen Theilen des Landes niederließen. Die Mitglieder der Geistlichkeit, obwohl ohne specielle Kenntnisse, waren die ersten praktischen Aerzte. Mit der steigenden Bevölkerung aber kamen bald Aerzte aus Europa, und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in den Vereinsstaaten keine anderen als solche, denn medicinische Schulen bestanden noch nicht, und die geringe Anzahl junger Amerikaner, die Medicin studirten, ging nach Edinburg. Die erste anatomische Untersuchung, die in den Vereinsstaaten vorgenommen wurde, datirt sich vom Jahre 1750, und betraf die Obduction eines gehenkten Verbrechers. Sechs Jahre später eröffnete Dr. Hunter, ein Zögling der Universität Edinburg, einen Kursus der Anatomie und Chirurgie zu New-York; indessen war dieses nur ein einseitiger Unterricht eines Privatlehrers. Im Jahre 1765 wurde unter Aufsicht der DD. Shippin und Morgan zu Philadelphia die erste medicinische Schule gegründet, und aus allen Theilen der Union strömten junge Leute herbei. Zwei Jahre später wurde zu New-York ebenfalls eine medicinische Schule errichtet, aber der Unabhängigkeitskrieg führte eine Unterbrechung herbei, die bis zum Jahr 1792 dauerte. Von da an blühete sie wieder empor, und als im Jahr 1800 eine neue Schule in New-York errichtet wurde, entstand zwischen beiden Schulen ein Zwiespalt, der dem Gedeihen des Ganzen

vielen Eintrag that, weßhalb man sich bald entschloß, beide Schulen zu einer einzigen unter dem Titel: „College of Medicine and Surgery“ zu verbinden. Der medicinische Unterricht in Massachusetts begann im Jahre 1782, aber die Fortschritte der Schule wurden erst bedeutend, als sie im Jahr 1810 nach Boston verlegt wurde; sie ist seit dieser Zeit die berühmteste und blühendste, in der Union. Die vierte Schule wurde im Jahre 1797 von Dr. Nathan Smith im College of Darmouth in Hannover gegründet; im Jahre 1807 wurde sie zum College und im Jahre 1810 zur Universität erhoben. Seit dieser Zeit vermehrten sich die Collegien und Universitäten der Medicin immer mehr in allen Theilen der Union. Folgendes ist ihre Entstehung in chronologischer Reihenfolge: College of Physicians and Surgeons in New-York 1812; Errichtung eines medicinischen Cursus an der Universität von Wales 1813; College of Medicine im Staate Ohio 1818; Academy of Medicine zu Charlestown in Vermont 1818; Errichtung eines medicinischen Cursus an der Transylvania-University 1818; School of Medicine im Staate Maine 1820; Medicinischer Cursus zu Providence in Rhodeisland 1821; Medical University School in Vermont 1822; Medical School zu Pittsfield in Massachusetts 1822; College of Medicine zu Charlestown in Südkarolina 1824; Medical School am Jefferson-College zu Philadelphia 1824; Errichtung eines medicinischen Cursus an der Universität Washington 1825. — Man muß sich unter den Universitäten und Akademien jedoch keine Anstalten vorstellen, wie sie in Deutschland damit bezeichnet werden, sondern Schulen, Colleges, Universities und Akademies unterscheiden sich von einander in nichts, als in der größeren Anzahl der Lehrer und der besseren Hülfsanstalten und pecuniären Mittel, je nachdem eine größere Zahl von Privatleuten durch Subscription oder durch Aktien daran Theil nimmt, oder die Behörde des Distrikts oder des einzelnen Staates dazu beiträgt. Der Zuschnitt ist ganz wie in den alten Colleges in England, d. h.

schulmäßige Klasseneintheilung, und die Schüler lernen Lesen, Schreiben, Latein, und schreiten so allmälig immer weiter. Die Studienzeit ist gewöhnlich auf zehn Jahre festgestellt, und obwohl das Reglement den Schülern vorschreibt, noch ein Jahr unter Aufsicht eines ausgezeichneten Arztes sich auszubilden, so erfüllen doch nur wenige diese Vorschrift. In den verschiedenen Anstalten ist die Zahl der Lehrer, je nach den Hülfsmitteln, verschieden, doch sind selbst bei den größten nie mehr als sechs. Es bestehen im Ganzen in den Vereinsstaaten 23 medicinische Schulen, Colleges und sogenannte Universitäten, und an diesen 23 Anstalten fungiren 118 Professoren. Die Universität in Virginien stellt Doktordiplome aus, jedoch nur nach sehr strenger Prüfung; diese Anstalt ist die beste, vollständigste und zweckmäßigste; das Schuljahr dauert 10 Monate, während an den andern Anstalten die Vorlesungen meistens vier Monate geschlossen sind. Das Doktordiplom kostet 200 bis 290 Dollars. — Die Zahl der Mediciner, die gegenwärtig an den verschiedenen Anstalten der Union studiren, beträgt ungefähr 2000. — Medicinische Zeitschriften sind: 1) American Journal of medical Sciences, Philadelphia, Herausgeb. Dr. Hays; 2) Archives of Medicine and Surgery, Baltimore, Herausgeb. Dr. Jeddings; 3) Journal of Medicine and Surgery, Boston, Herausgeb. Dr. Smith; 4) Boston medical Magazine, und 5) United-States Journal of Medicine and Surgery, New-York. Es erscheinen überdies viele Uebersetzungen französischer und deutscher, und viele Nachdrücke englischer Werke. — Die Pharmacie gilt in den Vereinsstaaten mehr, als freies Gewerbe, und fällt mit dem Droguen- und Spezereihandel und den chemischen Fabriken zusammen. Die erste Anstalt, um die Pharmacie als Wissenschaft und Kunst zu fördern, und namentlich der Verschlechterung der Medicamente entgegen zu wirken, wurde erst im Jahre 1829 gestiftet, und acht Jahre später gründete auch New-York eine Schule der Pharmacie. Um in den beiden Schulen die Diplome zu erhalten, müssen die

Zöglinge nachweisen, daß sie zwei Jahre lang die Vorträge gehört und ein Jahr bei einem Pharmaceuten der Stadt praktizirt haben. In den Staaten ist die Ausübung der Pharmacie nicht durch gesetzliche Verfügungen geregelt; Jeder kann alle Arten von Arzneimitteln, selbst die Gifte verkaufen; indessen haben die beiden Anstalten nebst dem Philadelphia Journal of Pharmacy schon viel zur Förderung der Pharmaceutik beigetragen. Um die Ausübung der Pharmacie zu controlliren und zu regeln, existiren so gut wie gar keine Gesetze. Die speciellen in den Staaten Südkarolina, Georgien und New-York publicirten Gesetze, welche die Ausübung der Pharmacie an die Erlangung des Grades eines anerkannten pharmaceutischen Collegiums oder Bestehung eines Examens zu knüpfen, und den Giftverkauf zu beschränken streben, sind nie zur wirklichen Ausführung gelangt. Die Concurrenz ist also ganz frei, und die wenigen Verbesserungen, welche der Zustand der Pharmacie in den Städten neuerdings erfahren hat, sind nicht Folge gesetzlicher Vorschriften, sondern des Dranges der Umstände, der aus der Concurrenz hervorgehenden Nothwendigkeit, sich auszuzeichnen, und endlich der freiwilligen Bestrebungen des wissenschaftlich gebildeten Theils der Apotheker. Die Apotheken der Städte lassen jetzt wenig zu wünschen übrig, und sind namentlich in Bezug auf äußere Eleganz und Sorgfalt der Concurrenz wegen ausgezeichnet. — Die früher allgemeine Sitte, daß die Aerzte ihre Medicamente selbst bereiten, hat in den Städten von selbst aufgehört; die Drogueriegeschäfte sind von den Apotheken gänzlich getrennt worden. Früher verkauften die Apotheker auch Farben, Firnisse, Glasgewächse u. s. w.; Gifte dürfen jetzt noch ohne besondere Bezeichnung verkauft werden. Dieß die Folgen der Umstände und der Concurrenz. — Die eigene Thätigkeit der Apotheker hat sich zuerst durch Errichtung von Collegien gezeigt. Die Collegien haben den doppelten Zweck, Pharmaceuten zu bilden, und die Ausübung der Pharmacie im Kreise ihrer Mitglieder gewissen Regeln zu unterwerfen.

Das Collegium zu Philadelphia ist 1820 gestiftet, zählt jedoch 90 einheimische, 25 auswärtige, 30 Ehrenmitglieder; 40 Zöglinge besuchen jährlich die Vorlesungen der Chemie und Materia medica (einen Lehrstuhl der Botanik hat man noch nicht erschwingen können); 55 sind bis jetzt zu Magistris der Pharmacie creirt worden. Ein großes Gebäude für die Zwecke der Anstalt, ein vollständiger chemischer Apparat, eine Droguiesammlung, eine Bibliothek sind vorhanden. Wer Magister werden will, muß vier Jahre bei einem Mitgliede des Collegiums gelernt, dann wenigstens zwei vollständige Curse der Chemie und Materia medica durchgemacht, ein Examen vor den Professoren und Directoren des Collegium bestanden, eine Thesis geschrieben und vertheidigt haben. Das 1832 gegründete Collegium zu New-York beruht auf denselben Grundsätzen; es hat jetzt 80 Mitglieder, etwa 35 Zöglinge und bis jetzt 5 Graduirte. Irgend ein gesetzlicher Vortheil ist den Graduirten der Collegien bis jetzt nicht zu Theil geworden, da eine solche Bestimmung in New-York, wie erwähnt, gegeben, aber nicht ausgeführt wurde; es handelt sich also noch vor der Hand um die Ehre und die wissenschaftliche Genugthuung allein. Der wissenschaftliche Einfluß der Collegien mehrt sich, und soll bei der neuen Pharmakopoe bedeutend gewesen sein. Zur Unterstützung seines Bestrebens, chemische Kenntnisse zu verbreiten, das Formelwesen und die Qualität der Medicamente zu verbessern, läßt das Collegium zu Philadelphia seit 1830 das American Journal of Pharmacy (früher Journal of the college of Philadelphia), ehemals unter der Redaction von Ellis und Griffith, jetzt von M. J. Garten erscheinen, welches sich auch einer guten Aufnahme und eines gedeihlichen Fortgangs erfreut. Es enthält meist Auszüge, aber auch Originalaufsätze.

Ein Blick auf die ärztliche Praxis in Paris.

(Aus dem Französischen nach Berrayer.)

Ueberall leider verfährt man mit den Aerzten, und namentlich mit uns jungen, auf gleiche ungerechte Weise; überall dieselbe Ungerechtigkeit selbst von Patienten, denen das Leben gerettet worden ist; man zahlt einmal das ärztliche Honorar nicht gern; nur die Art und Weise, wie man sich gegen uns benimmt, ist in den verschiedenen Ländern und Städten verschieden. Die hohen Staatsbeamten in Paris, der Adel, die reichen Häuser, und Alle, die aus zahlreichen Familien bestehen, geben den Engagements der Aerzte auf Jahrgehalte den Vorzug. Aber Wen wählen sie? einen alten Arzt? nein! der ist gewöhnlich zu sehr beschäftigt, wenn man seiner am meisten bedarf, ist dabei nichts weniger als complaisant, vielmehr oft gar wunderlich, eigenwillig, und von seinen steifen und alten medicinischen Ansichten nicht abgehend. Mit den jungen geht es schon anders; die müssen noch eine Carriere machen, die kann man zur Stunde haben, die sind aufmerksam, gefällig, auch haben sie die neuen Methoden studirt, die doch auch viel Gutes haben, also — einen jungen Arzt.

Gleich beim ersten Zusammentreffen erfährt nun der gewählte Arzt von dem vornehmen Hausherrn, daß er selbst nie krank gewesen, daß auch seine Gattin nur höchst selten, aber etwas klage, daß seine Kinder fast alle in Pension sind, so daß eigent-

lich seine Stelle als Sinecure anzusehen sei. Dabei läßt man ihm auch deutlich vernehmen, daß viele Fremde in's Haus kommen, daß viele Gesellschaften, Soirées und Bälle gegeben werden, und daß dabei der Arzt als Hausfreund stets gern gesehen wird. Der junge Arzt macht nun auch seine Rechnung; der Jahrgehalt, den er erhält, ist freilich höchst erbärmlich, aber die Stelle lächelt ihn an. Es wäre ja schlimm, wenn er bei seinen Talenten, bei den glücklichen Curen, die er daselbst machen wird, und durch Gefälligkeit und Aufmerksamkeit sich nicht die Achtung und Liebe der Familie verschaffen, und unter der großen Zahl von Gästen, die er daselbst kennen lernt, einige neue Clienten gewinnen sollte. Schon schwebt ihm ein Bild vor, wie er in einer nicht allzufernen Zukunft sich in der großen Welt poussirt haben, und dem Andrange der Kranken nicht genügen können wird. So trennen sich Arzt und Client höchlichst mit einander zufrieden.

Es dauert auch nicht lange, und der Arzt findet Gelegenheit, seinen Eifer und seine Talente geltend zu machen. In Folge eines glänzenden Maskenballes hat Madame eine Halsentzündung, oder gar eine Pneumonie bekommen; Herr N. wiederum, der alle Tage in Gesellschaft speist, hat sich eine Magenentzündung zugezogen. Unser junger Aeskulap giebt sich die erdenklichste Mühe, dieser schweren Krankheiten, welche die Kranken durchaus nur für ein leichtes Unwohlsein erklären wollen, Meister zu werden. Statt einer macht er zwei, ja drei Visiten am Tage; nur mit Mühe erlangt er, daß der Eine etwas Diät beobachtet, die Andere einen Ball versäumt. Die Kranken aber spötteln seiner übertriebenen Angst, sie meinen, er wolle sich nur geltend machen, und gebe darum das Uebel für viel bedeutender aus, als es wirklich sei, nur um so größere Ansprüche auf ihre Erkenntlichkeit machen zu können.

Kurz darauf wird den Aeltern angezeigt, daß ihr Sohn in der Pension krank geworden. Obgleich Arzt, Wundarzt, Apotheker, Krankenwärter, kurz alles Nöthige da ist, so er-

schrickt die Mutter dennoch, und ersucht ihren Arzt, von Zeit zu Zeit das Kind gleichfalls zu besuchen, und ihr von seinem Wohlbefinden Bescheid zu bringen. Eben so geht es aber auch mit der Tochter, die wiederum an einem andern Ende von Paris sich in einer Pension befindet. Auch die Dienerschaft wird unwohl und krank; er besucht sie auf dem Boden in ihren Dachstuben. Auch der Hausmeister (concierge) ermangelt nicht, den Arzt bei dem geringsten Unwohlsein seiner Frau und Kinder rufen zu lassen. Kann er's abschlagen, da es ihm nur einen Schritt kostet? Uebrigens muß man sich auch mit diesen Leuten verhalten; durch ihr Geschwätz können sie nützen und auch schaden; dieser und jener Arzt, der sie sich geneigt zu machen wußte, hat sich sehr wohl dabei befunden. Statt daß der Arzt eine Sinecure bekommen, hat er fast ein Hospital zu behandeln; gern erfüllt er alle diese übertriebenen Forderungen; eine Einladung zu einem Mittagsbrode, einer großen Soirée, einem Balle, tröstet ihn darüber, und giebt ihm Gelegenheit, bekannt zu werden. Einige ihm bewiesene Aufmerksamkeit, das seinen Talenten gespendete Lob in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft schmeicheln seinem Ehrgeize. Der Eine oder der Andere äußert den Wunsch, ihn als Arzt zu engagiren; seine Hoffnungen fangen an, sich zu verwirklichen; er ist vor Freuden außer sich.

Das Jahr ist zu Ende, und hat wenig eingebracht; der junge Arzt erwartet im neuen Jahre bei der ersten Visite das kleine Honorar, über das man übereingekommen war, zu erhalten; ein, zwei, drei Monate aber verstreichen, man spricht mit keiner Sylbe davon. Endlich wagt er es, ein sehr höfliches Billet zu schreiben; der Client entschuldigt sich mit der Nachlässigkeit der Pächter und Verwalter, mit den niedrigen Getraidepreisen, mit dringenden Bauten, mit unvorhergesehenen Ausgaben; das erste freie Geld solle er jedoch gewiß erhalten. Das zweite Jahr verstreicht unter denselben Umständen, wie das erste, und geht zu Ende; der Arzt erinnert seinen Clienten

daran; dieser wundert sich, daß die Jahre so rasch verstreichen, wenn es sich um's Zahlen handelt, so langsam, wenn man zu empfangen hat. Er hat es längst vergessen, daß er und seine Frau mehrere Male krank gewesen sind, und findet es hart, für gar nichts bezahlen zu sollen. Mit leeren Händen kann er aber doch nicht den Arzt ferner abweisen, was thut er? er gibt eine ganz kleine Summe auf Abschlag, klagt über schlechte Zeiten, macht viele Versprechungen und dergl. mehr, und der junge Arzt muß sich gedulden.

Wiederum vergehen zwei Jahre, und — er hat nichts bekommen. — Die auf dem Balle erhaschten Kranken sind in ihren Forderungen noch extravaganter, und bezahlen eben so schlecht. Er bedauert jetzt, den undankbaren und verächtlichen Reichen eine zwar weniger glänzende, aber einträglichere Praxis geopfert zu haben. Der gewöhnliche Mann streicht jede Visite an, aber er bezahlt, wenn gleich nicht viel, doch sobald das Jahr zu Ende ist. Die Wäscherin legt, wenn sie in andern Umständen ist, schon sechs Monate lang wöchentlich ein bis zwei Franken von ihrem Erwerb, für ihren Accoucheur zurück; die Dame war herablassend, die Wäscherin aber erkenntlich. Aufgebracht über solch' böswilliges Verfahren, hört er mit seinen Visiten auf, und nach einer langen, aber nutzlosen Correspondenz, wendet er sich endlich an die Gerichte. Der Client seiner Seits erstaunt über die Arroganz und Undankbarkeit des Arztes; hat er nicht die größte Zuvorkommenheit, Beweise von Achtung und Gastfreundschaft bei ihm genossen? Hat er ihn nicht allen seinen Freunden empfohlen, und so ihm zu einer zahlreichen Clientschaft verholfen? Glaubt er, es gebe außer ihm keinen Arzt mehr in Paris? Hunderte würden überglücklich sein, seine Stelle zu bekommen. Und in der That, ein Anderer hat von der Streitigkeit etwas gehört, er hat nichts Eiligeres zu thun, als sich empfehlen zu lassen; er wird auch angenommen, und nachdem er erst dieselben Unannehmlichkeiten erfahren hat, wird ihm die Sache widerlich, und er giebt sie gleichfalls wieder auf.

Nachdem der junge Arzt auf solche und andere Weise tausendfältig getäuscht worden, giebt er nichts mehr auf Artigkeit, auf Versprechungen, auf Jahrgehalte, er nimmt keine Einladungen zu Mittagsgesellschaften mehr an, er geht in keine Soirée und auf keinen Ball mehr, er hat sie zu theuer bezahlen müssen; er interessirte sich für seine Kranken, mehr als diese selbst; jetzt nicht mehr, oder wenigstens giebt er sich den Schein, als interessire er sich nicht für sie, aus Furcht, man möchte an sein Gefühl appelliren. Lange geneckt, ist es jetzt an ihm, das Publikum herauszufordern; seine Visiten sind sehr kurz, er hört seine Kranken kaum an; er spricht vom letzten Ball, von der neuen Oper, von der Börse, von den Kammern u. s. w. Er thut, als sei er von Geschäften abgemattet, noch zwanzig Kranke harren seiner Visiten, er wird kaum die Hälfte sehen können, mit einem Male ist er fort. Man läuft ihm nach, um zu erfragen, wie die neu verschriebene Arznei genommen werden soll; er ist schon die Treppe hinunter. Schickt man in einem dringenden Falle zu ihm, er läßt sich verläugnen. Es schickt sich nicht, daß ein beschäftigter Arzt zu Hause sei. Er muß nicht viel zu thun haben, würde man dann sagen, und es wäre um seinen Credit geschehen. Er wollte ausgehen; nun bleibt er und stäubt seine Bücher ab; endlich geht er fort, und kommt dahin, wohin man ihn vor ein paar Stunden hat rufen lassen. Welch' ein Arzt, heißt es, er hat so viel zu thun, man kann seiner kaum habhaft werden! Nun wird er wie ein Orakel angehört. Er wird geehrt, angebetet, mitunter gefürchtet, und was das beste ist, bezahlt, sehr theuer und sehr präcise bezahlt. Quis vult decipi, decipiatur.

Einige vor Gericht anhängig gemachte Forderungen, viele andere, wo man sich arrangirt, um auf der einen Seite den Scandal zu vermeiden, und auf der andern Seite seine Knauserei nicht kund werden zu lassen, rechtfertigen das oben beschriebene Betragen; sie würden fast den ärztlichen Charlatanismus unserer Zeit entschuldigen, wenn nicht der Arzt durch

seine Kenntniß der Natur des Menschen und seiner Schwächen sich über die Leidenschaften des gemeinen Haufens erheben, und die Ausübung seiner Kunst wie ein Priesteramt betrachten müßte.

Leider muß man gestehen, daß das Betragen der reichen Clienten gegen ihre Aerzte zum Theil die eigene Schuld der Letztern ist. Eine große Zahl, deren Mittel sehr beschränkt, voll Eitelkeit und Ehrgeiz, sind nicht sehr delicat in der Wahl der Mittel, die ihnen, wenn auch nicht Ruhm, doch Reichthum zu schaffen versprechen. Die Charlatanerie bringt den Stand in Mißcredit, die Intrigue und Verläumdung entehren ihn; die Eifersucht, die sich zwischen den verschiedenen Prätendenten entwickelt, schadet ihren Interessen; der Reiche macht sich dies zu Nutzen, und bezahlt den jungen Arzt schlecht, der früh oder spät dieselben Erfahrungen machen wird, als seine Vorgänger. —

Briefe über das Todtenthal auf Java.

(Aus dem Englischen.)

Balor, am 3. Juli 1830.

Als ich diesen Abend mit dem Potter (eingebornem Oberhaupte) um das Dorf herumging, erzählte er mir, daß es drei (engl.) Meilen von hier ein Thal gäbe, dem sich Niemand ohne Verlust des Lebens nahen könne, und daß Skelette von Menschen und Thieren den Boden desselben bedeckten. Ich wiederholte dieß dem Commandanten von Spreewenberg, und schlug einen Ausflug vor, es anzusehen. Bis jetzt glaubte ich nichts davon, was der javanische Häuptling mir erzählt hatte, ungeachtet ich wußte, daß in der Nähe ein See befindlich sei, welchem nahe zu kommen gefährlich war; von dem Todesthale hatte ich nie gehört.

Balor, am 4. Juli.

Zeitig diesen Morgen machten wir einen Ausflug nach dem ausserordentlichen Thale, welches die Eingebornen Guwo-Lipas oder vergiftetes Thal nennen. Es ist drei Meilen von Balor auf der Straße nach dem Djiang; Herr Daendels hatte einen Fußpfad von der Hauptstraße nach dem Thale hauen lassen. Wir hatten zwei Hunde und einige Vögel mit uns, um in der giftigen Gegend Versuche zu machen. Als wir einige Schritte von dem Thale waren, bemerkten wir einen ekelhaften, erstickenden Geruch, der uns jedoch, als wir an den Rand des Grundes kamen, verließ. Jetzt waren wir Alle in Verwunderung versunken über die Staunen einflößende Scene, die vor uns lag. Der Grund oder das Thal schien ungefähr eine halbe (engl.) Meile im Umfange, und 30 bis 40 Fuß Tiefe zu haben, und eirund zu sein; der Boden war ganz flach, ohne Vegetation, und hier und da lagen einige Steine, dem Anschein nach Geschiebe, und das Ganze war mit Skeletten von Menschen, Tiegern, Schweinen, Hirschen, Pfauen und allen andern Arten von Vögeln bedeckt. Wir

konnten weder irgend einen Dampf, noch eine Oeffnung am Boden bemerken, der aus einer harten, sandigen Masse zu bestehen schien. Die Wände des Thales sind von oben bis unten mit Bäumen, Sträuchern und andern Pflanzen bedeckt. Nun schlug einer aus der Gesellschaft vor, in den Grund hinabzusteigen. Als wir ungefähr bis auf 18 Fuß vom Boden hinuntergekommen waren, empfanden wir zwar keine Schwierigkeit beim Athmen, aber einen sehr belästigenden und ekelhaften Geruch. Wir banden nun einen Hund an das Ende eines 18 Fuß langen Bambusrohres und leiteten ihn, die Uhren in der Hand, in den Grund. Nach 14 Secunden fiel er auf den Rücken, und bewegte weder ein Glied, noch den Kopf, athmete aber noch 18 Minuten lang. Wir schickten nun den andern Hund hinab; er lief zu dem todten. Daselbst angelangt, stand er ganz still, fiel in 10 Secunden auf das Gesicht, und bewegte sich nicht wieder, athmete aber noch 7 Minuten. Ein Huhn starb in $1\frac{1}{2}$ Minuten, ein anderes, noch ehe es den Boden berührte.

Nach zweistündigem Aufenthalte stiegen wir herauf, nahmen ein Frühück ein und kehrten befriedigt zurück.

Die menschlichen Skelette glaubt man von Rebellen herrührend, welche von der Hauptstraße aus verfolgt, in verschiedene Thäler ihre Zuflucht genommen hatten. In diesem angelangt, fehlte ihnen die Kraft oder die Gegenwart des Geistes, zurück zu kehren.

Es ist ein großer Unterschied zwischen diesem Thale, und der Hundsgrotte von Neapel, wo die Luft nur durch eine kleine Oeffnung Zutritt hat, während hier der Umfang eine volle halbe Meile beträgt, und nicht der geringste Geruch nach Schwefel, oder irgend ein Ausströmen aus der Erde in der Nähe Statt findet; ungeachtet ich wohl weiß, daß die ganze Gebirgskette vulkanisch ist, und daß zwei Krater nicht weit von der großen Straße, am Fuße des Djiang befindlich sind, welche stets Rauch ausstoßen.

Poesieen.

Paracelsus an die Aerzte.

Heisa, juchheia, dudeldumdei!
Das geht ja hoch her, bin auch dabei!
Ist das ein Collegium Mediziner?
Sind wir Pfuscher? Sind wir Charon's Diener?
Treibt man so mit dem Aeskulap Spott?
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht d'rein schlagen?
Ist's jetzt Zeit zu Schreibereien,
Zu Theorien und Vernünfteleien?
Quid hic statis otiosi?
Was sitzt Ihr und legt die Hände in den Schooß?
Die Cholera ist an der Oder los,
Das Bollwerk des Cordons ist gefallen,
Posen und Berlin ist in der Feindin Krallen;
Und die Aerzte in Europa
Spinnen Theorien auf dem Sopha,
Machen Tabellen mit Rubrik,
Erschrecken vor jeder Kolik,
Schreiben nicht, wie viel sie — geheilt,
Sondern, wie viel der Tod schon ereilt;
Trinken lieber den Cholerawein,
Und sperren die Cholerakranken ein.
Die Menschheit trauert in Sack und Asche,
Der Arzt füllt sich nur die Tasche;

Es ist eine Zeit der Thränen und Noth;
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken schwarzroth
Schickt der Herr Tod die Cholera 'runter;
Das Nordlicht zeigte er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus.
Die ganze Welt ist ein Leichenhaus,
Und der Aerzte gepriesene Kunst
Sollte jetzt heißen — Chlor-Dunst.
Der Wartheström ist worden ein Marterström;
Festhäuser sind worden Pesthäuser;
Die Hospitäler und Krankenhäuser
Sind worden Leichen- und Todtenhäuser.
Die ars salutifera
Ist eine ars lethifera.
Woher kommt das? Das will ich Euch verkünden:
Das schreibt sich von Euren medicinischen Sünden,
Von der Sucht nach spezifischen Mitteln,
Nach Orden und Ehrentiteln.
Denn der Wahn ist der Magnetstein,
Der den Tod zieht in's Land hinein,
Auf die Cholera da folgt der Tod,
Wie die Thräne auf die herbe Noth.
Der Kranke wird nach dem System behandelt,
Wenn er auch ad inferos wandelt.
Ubi erit sanandi spes.
Si offenditur senex? Wie soll man heilen,
Wenn man Hippokrates schwänzt und Galen,
Nichts thut, als politica lesen?
Dem Galen kam's im Traum,
(Ob Ihr's gelesen habt? Kaum.)
Wie er sollt' heilen die Kranken;
Und gegen die schreckliche Pockenseuch'
Ersann Jenner ein Mittel'chen Euch.

Aber, wer bei den Aerzten will finden
Mittel, die Cholera zu überwinden,
Re vera, der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.
Sanantur in libris, moriuntur in lectis.
Mel in ore, — in factis,
Der Arzt thu' sich nicht zu viel aus,
Die Cholera spielt mit ihm, wie die Katz mit der Maus.
Quid faciamus nos?
Daß wir werden die Cholera los?
Inquam vobis, und ich sage
Ne timeatis!
Daß Ihr nicht an allen Gliedern zittert,
Wenn Ihr etwa eine Cholera wittert,
Daß Ihr nicht an der Thür stehen bleibt,
Und, ohne zu sehen, ein Recept'chen schreibt.
Es ist ein Gebot: Du sollst selbst schau'n,
Sollst nicht den Berichten Anderer trau'n.
Geh' an's Bett, betrachte den Kranken,
Verliere die Zeit nicht in Sinnen und Schwanken.
Occasio praeceps
Sagt der Aerzte princeps.
Wenn man für jede Choleraleich,
Die Ihr geschickt in's Himmelreich,
Die Glocken müßt' läuten im Lande umher,
Es wär' bald zu finden kein Meßner mehr;
Und wenn Euch für jedes schlechte Recept
Das Ihr aus Euren Büchern geschöpft,
Ein Härlein ausging aus Eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geschoren glatt,
Und wär' er so dick wie Absalon's Zopf!
Wieder ein Gebot ist: Die Mittel nicht preise,
Die du nicht erprobt auf vielfache Weise.
Sydenham's Sprüchlein: docet experientia,

Gilt auch von der Cholera-pestilentia,
Nicht ein Mensch dem andern gleich,
Auf diesem weiten Erdenreich;
Und doch wollt' Ihr in Eu'ren Broschüren
Alle Cholerakranken mit Einem Mittel curiren.
So lang Ihr die Individualität nicht laßt walten,
Werdet Ihr die Individua nicht erhalten.
Drum lob ich mein' Collegen in unsrer Stadt,
Die helfen und rathen, wo's Noth hat,
Von ihn'n noch kein Schrift'chen erschienen,
Anstatt zu schreiben — sie den Kranken dienen.

Dr. G. N., im „niederschlesischen Anzeiger,"
zur Zeit der ersten Cholera-Epidemie.

Die Folter der Doktoren.

Wie Jedem sein Kreuz in dem wechselnden Leben,
So ist es auch Aeskulap's Söhnen gegeben;
Und als ihre Folter die Fama uns nennt
Den taktfesten, reichen, nervösen Patient.
Schon lange des eilenden Doktors gewärtig,
Ist auch das Register der Klagen schon fertig,
So wie er das Zimmer des Kranken betritt,
Wo er öfters mehr, wie der Klagende litt.
Mit Dutzenden zählt nun die Leiden der Seele
In seltsamem Wechsel, geläufiger Kehle,
Der Leidende forschend dem Aeskulap vor;
Der gleich schon den Faden des Thema's verlor.
Die neuen Entdeckungen folgen den alten;
Hier schwellen die Muskeln, dort werfen sie Falten,
Befremdender Schmerz durch die Adern wallt,
Gefühle erregend, jetzt brennend, dann kalt.
Vom Scheitel herab bis zur letzten der Zehen
Durchdringen den Körper bedenkliche Wehen:
Sie treten an Ecken des Kopfes hervor,
Sie klingen im Halse, sie summen im Ohr.

Appʼtittvolle Nächte und schlaflose Tage,
Sie stehen als etwas Abnormes in Frage:
Warum? Bricht der Rundzug der Sinnbilder ab,
Setzt ihn nur ein Werkʼchen von Clauren in Trab?
Es wandern die Krämpfe so rasch wie Gedanken,
Verdächtige Laute durchirren die Flanken,
Und wenn eine Ballgeigʼ nur leise ertönt,
So strampfen die Füße, daß weithin es dröhnt.
Nun folgen Symptome, auch Schlüsse und Gründe,
Warum der Puls heftiger schlägt und gelinde;
Kurz, Fluthen von Leiden entströmen dem Mund,
Doch trotz der Verstimmung ist Alles — gesund.
So hielt eine Nervenreiz träumende Schöne
Durch endlose Phrasen und klagende Töne
Den Doktor geschickt auf der Folter gespannt,
Daß perlend der Schweiß auf der Stirne ihm stand.
Der Doktor verharrte zwei peinliche Stunden;
Ein schicklicher Ausweg war noch nicht gefunden;
Er dreht verlegen an Handschuh und Hut,
Erschöpft war der Vorrath an Fassung und Muth.
Erlösend erschien der Besuch eines Dritten;
Der Folter entschlüpft er mit flüchtigen Schritten;
Er eilet zum Wagen, er öffnet den Schlag,
Da stürzt außer Athem die Zofe ihm nach:
„Herr Doktor sind dringend und freundlichst gebeten,
Nur auf einen Augenblick noch einzutreten.“
„Dies fehlt noch!“ seufzt er mit finsterm Blick,
Und kehret, die Nerven verwünschend, zurück.
„Mein bester Herr Doktor! Bald hätt' ich vergessen
Den Punkt der Diät; darf Austern doch essen?
Ich fahre zur Oper, und komm' ich nach Haus,
So schlürfe ich gern noch ein Halbhundert aus.“
Dieß brachte den Doktor zum vollen Entrüsten;
„O folgen Sie ganz, Madam, Ihren Gelüsten,“

Brach los er, vom Zorn fast der Sprache beraubt;
„Die Austern, die Schalen — ist Alles erlaubt!
Barmherziger Himmel! wer kann das ertragen?
Ist wohl ein Mensch mehr, wie der Doktor, geschlagen?
Es bringen die Nerven mich selbst noch in's Grab!“ —
So stürmt er, halb rasend, die Treppe hinab. —

Saffiz. Lenné.

Stammbuchsinschriften an Mediciner.

1. Die Menschen sind bewegte Wellen,
Ein dunkelflüchtiges Getrieb!
Nun Feinde sich und nun Gesellen,
Doch auch im Kampf einander lieb.

Sie werden hoffend zu dir kommen,
Um der Gesundheit süßes Glück,
Und manch' Genes'ne geht in frommen
Gebet und Dank von dir zurück.

Mög' öfters dir dein Herz gesunden,
Von solch' heil'ger Spezerei;
Denn ach! der innern tiefen Wunden
Bleibt Keiner von uns Allen frei.

* * *

2. Dir wünsche ich Weisheit, wenn der Tod
Den Kranken, die dich rufen, droht;
Viel Geld, wenn Du sie ihm entrissen,
Und sterben sie, — ein gut Gewissen.

* * *

3. Du stehst nun nah dem Ziele deines Strebens,
Und bald erklärt die Fakultät mit Gunst
Dich, Freund, zum Herrn des Todes und des Lebens.
O treib' ja menschlich diese hohe Kunst!

4. Leiden mindern,
Leben retten, Unglück hemmen,
Thränen trocknen, Schmerzen lindern,
Unluſt und Gefahr nicht achten,
Nie nach eigenem Vortheil trachten,
Undank nicht ſcheu'n, nicht Beſchwerden —
Alſo ſei der Arzt auf Erden.

Nachruf an verstorbene Aerzte.

Lessing an Mead.

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
„Weh' mir, nun kommt er gar die Todten zu erwecken!"

Blumauer an Stoll.

Er ließ, da er uns Sterblichen hienieden
So früh entschwand, die Frage unentschieden,
Ob mehr in ihm der Arzt des Menschen Werth,
Ob mehr der Mensch den Arzt in ihm geehrt?
Darum, ihr Edlen all', die ihr vereinet
Den Arzt und Menschenfreund in ihm beweinet,
Wünscht Aerzten seine Kunst, und — was noch mehr den Schmerz
Des Kranken lindert — auch sein Herz.

Miscellen.

Gallenergießungen
eines Anti-Mediciners.

Je mehr die Zahl der Doktoren zunimmt, je mehr nehmen die Doktoren selbst ab, einer schnappt dem andern die fetten Bissen, die Patienten, vom Munde fort, und betrübt muß der andere sich wenigstens mit Patience trösten. — Es ist Alles verkehrt in der Welt; statt daß die Patienten in Doktoren ihren Trost suchen, finden die Doktoren ihren Trost in den Patienten, und je mehr ihnen Patienten zusprechen, je weniger sprechen sie den Patienten zu. Hat ein Doktor vielen Zuspruch, so spricht ihm dies natürlich zu, je weniger ansprechend aber wird er, und je größern Anspruch macht er.

Man könnte die Doktoren füglich in drei Klassen eintheilen:

1) Doktoren zu Fuße;

2) Doktoren à demie fortune (im Einspänner), und

3) Doktoren en équipage.

Die Doktoren zu Fuße sind ein junges und bei allem Wissen und Nichtwissen sehr bescheidenes Völkchen, haben Alles, nur kein Geld und keine Patienten, spielen Patience, auch ohne Geld und ohne Patienten. — Im Familienkreise aber sind sie gefährlich, sie machen die Frauen krank, die Männer ohnmächtig, reden den Töchtern Schwächen ein, curiren die Söhne zum Vergnügen, und sind schrecklich sehr auf's Heirathen.

Die Demi-Fortunisten haben schon eine ernstere Miene, ihr Besuch erstreckt sich mehr auf einzelne Familienglieder, als auf ganze Familien; sie sprechen schon etwas befehlend: „Ihr Sträuben hilft nichts, Sie müssen einnehmen; nehmen Sie

doch mich zum Muster, sträube ich mich denn so, wenn ich einnehmen soll?" — Im Leben thun sie ziemlich zerstreut, was eben daher kommt, daß ihre Patienten selbst sehr zerstreut leben. Man sieht gewöhnlich ihren Wagen mehr an den Enden, weniger in der Mitte, was aber natürlich ist, da sie am Ende mehr wagen, und in der Mitte nie enden.

Die Doktoren en équipage, das sind die wahren Söhne Aeskulap's. Ohne Equipage keinen Respekt, und ohne Respekt kein Vertrauen; Vertrauen zum Doktor kommt vom Respekt zur Equipage. Der Doktor fährt mit der Equipage gut, und fährt bei derselben noch besser. Der Patient freut sich, hört er ihn vorfahren, läßt ruhig mit sich abfahren, wenn er ihn anfährt, und fährt er einmal ab, so war gewiß viel Gefahr dabei.

Diese Doktoren könnte man wiederum in zwei Abtheilungen bringen:

Doktoren, die es vor der Heirath zu einer Equipage gebracht, und Doktoren, denen die Heirath eine Equipage zugebracht. — Von den Letztern spreche ich nicht, man findet sie häufiger. Die Erstern aber sind wahre Raritäten. In einer Versammlung von Doktoren verhalten sie sich wie eins zu fünfzig; in einer Versammlung von Mädchen aber verhalten sich fünfzig zu einem.

Die Mütter schärfen den Töchtern ihr Verhalten ein, und die Töchter können ihre Schärfe nicht verhalten, wenn er sich mit einer mehr verhält, als mit Allen. Die meisten leiden es nicht, daß er sie nicht für leidend hält, und die Cur macht sich bei ihnen gewiß gut, wenn er ihnen nur gut die Cur macht. — Ist eine solche Rarität einmal in festen Händen, dann zeigen sich die Mädchen statt von der leidenden Seite, von der unleidlichen, und man bemerkt es an ihrer Kürze, daß sie nicht eine glänzende Unterhaltung, nur einen glänzenden Unterhalt meinten. —

Theater-Coups in der Arzneikunde.

(Nach dem New-Monthly-Magazin.)

Die Anwendung von Theater-Coups auf die Arzneikunde ist nicht von gestern und heute, aber sie veraltet nicht, und wird sich stets in neuen Gestalten vor uns wiederholen. Die Heilkunde ist dem Reichen, was die Religion dem Armen ist. Der Reiche ist wegen seines körperlichen Heils, der Arme wegen seines Seelenheils in Sorgen; dem Einen sind Charlatane, dem Andern gaukelnde Priester vonnöthen. Das Volk würde nichts auf eine Religion geben, mit welcher keine Ceremonien verknüpft wären, und die höheren Klassen halten nur die ärztliche Kunst in Ehren, die mit Charlatanismus geschwängert, von Geheimnissen umgeben ist. Es lebe das Bacquet des Mesmer, die ehernen Stäbchen, die Harmonika, das Dämmerlicht und alle die Hülfsmittel dieser pharmaceutischen Magie! Es hauset gegenwärtig ein Empiriker zu London, Namens John Long, der alle Krankheiten vermittelst der Frottirung des Rückens heilen zu können vorgiebt; seine Frottirungen sind aber so kräftig, und werden so oft wiederholt, daß die meisten seiner Kranken nur geschunden unter seinen Händen herauskommen. Er wohnt in der Straße Harley und seine Gemächer sind auf's Reichste verziert. Die Reibung seiner Patienten geschieht unter Begleitung von Musik. Die Straße Harley steht immer voll von vornehmen Equipagen, obgleich John Long, weil er zwei Frauen zu Tode frottirt hat, zum Kerker und zu einer Geldbuße verurtheilt worden ist. Alles dieses schadet ihm nicht, denn er geht dramatisch zu Werke; auch hat er selbst ein für ihn sprechendes Zeugniß des berühmten Burdett aufzuweisen.

Der berühmte Coleridge erzählt ein merkwürdiges Beispiel der Wirkungen, oder vielmehr der Nützlichkeit des medi-

cinischen Charlatanismus und des Triumphs, den die Einbildung über eine unheilbare Krankheit davon getragen hat.

Als man die Eigenthümlichkeiten der Salpetersäure ermittelt hatte, da glaubte der Dr. Beddoes in dieser Substanz ein sicheres Specificum gegen die Gliederlähmung gefunden zu haben. Er, Davy und Coleridge wollten dann, nicht in anima vili, sondern an einem Gelähmten von guter Familie, der von seinen Aerzten aufgegeben worden war, einen Versuch machen. Was man mit ihm vorhabe, ward dem Patienten nicht eröffnet. Davy begann damit, daß er ihm ein kleines Taschenthermometer, dessen er sich bei solchen Gelegenheiten zu bedienen pflegte, um den Grad der Blutwärme zu ermitteln, unter die Zunge legte. Der Kranke hat das Thermometer kaum im Munde, als er darin das Mittel der Kur selbst sah und sich überzeugt hielt, daß das Thermometer der Wunder-Talisman sei, von dessen Macht der Doktor so viel Rühmens gemacht hatte. „Ha!" rief er aus, „ich fühle mich schon besser." Davy warf Coleridge und Beddoes einen bedeutungsvollen Blick zu, und man ließ es vor der Hand, ohne von dem Specificum Gebrauch zu machen, mit dem Thermometer bewenden. Nachdem man vierzehn Tage lang dem Patienten den geheimnißvollen Talisman mit aller möglichen Feierlichkeit unter die Zunge gelegt hatte, erlangte sein Blut allmälig den rechten Lauf wieder, seine Glieder wurden wieder gelenk, und er genas vollkommen, ohne daß irgend etwas Anderes bei ihm angewandt worden wäre. Wenn Davy aber sein Experiment ohne ein gewisses Mysterium gemacht, wenn er die dramatische Parthie seiner Kunst hintenangesetzt und zu dem Patienten gesagt hätte, daß sein Thermometer nur zu diesem oder jenem Zwecke dienen sollte, so würde der arme Schelm gewiß lahm geblieben, oder auch durch die Anwendung der Salpetersäure in die Ewigkeit befördert worden sein.

Kunst- und Lebensansichten.

Aphorismen, Maximen, Sentenzen und Ideen.

Kurz die Klugheit aufgetischt, ist's Beste,
Dazu finden leichter sich die Gäste.

Castelli.

Ein Phänomen, ein Versuch kann nichts beweisen, es ist das Glied einer großen Kette, die erst im Zusammenhange gilt. Wer eine Perlenschnur verdecken und nur die schönsten einzeln vorzeigen wollte, verlangend, wir sollten ihm glauben, die übrigen seien alle so, schwerlich würde sich Jemand auf den Handel einlassen.

Göthe.

— Nur das Leben lehrt das Leben erkennen, sowohl in der Wissenschaft, als in der Kunst, und so giebt auch nur die lebendige Anschauung der lebenden Krankheit das lebendige, den praktischen Blick leitende Bild der Krankheit.

Kieser.

— Non fingendum, aut excogitandum sed inveniendum quid natura faciat aut ferat.

Bacon.

— Nicht was man liest, sondern was das Gelesene in uns erweckt, bestimmt den Werth des Buches; — daher mag es kommen, daß man aus manchen nicht medicinischen Schriften mehr wahre Medicin lernen kann, als aus vielen hochgelehrten medicinischen Büchern.

C. W. Hufeland.

— Die Summe absoluten und positiven Wissens ist sehr klein, die Gelegenheit ächter Forschung sehr schwer, Selbsttäuschung leicht möglich, und Mangel an Wahrheitsliebe nicht selten.

Heim.

— Der Kranke kann von dem Arzte Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit verlangen.

v. Walther.

— Treib du nur immer die Natur, da steht sie hernach immer still und will nur immer getrieben sein, bis sie übertrieben ist und aufgerieben.

Wolfart.

— Zwei Worte — Natur und Gott — sind uns der ewige Lebensborn, aus dem wir Alles schöpfen, was wir wissen, und gerade diese verstehen wir nicht!

— Vollkommene Kunst wird wieder zur Natur.

Kant.

— Die Medicin ist eine Erfahrungswissenschaft, die Praxis ein fortdauerndes Experiment mit der Menschheit angestellt. Und das Experiment ist noch nicht geschlossen.

C. W. Hufeland.

— Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben, zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden, und darüber zugleich den Gegenstand mit der Benutzung vergessen.

Göthe.

— Es giebt mehrere Wege, das Ziel zu erreichen, in der Medicin besonders. Auf dem einen: langsamer, schwerer, gefährlicher; auf dem andern: schneller oder sicherer, oder gefahr-

loser; ja scheinbar ganz entgegengesetzte Behandlungsarten können dasselbe Resultat hervorbringen.

C. W. Hufeland.

— Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

L. Uhland.

— Jede wissenschaftliche Idee ist ein fruchtbares Saamenkorn für die Realität, wenn nur das Körnchen eines gleichen Stammbaumes sich zu erfreuen hat, d. h. selbst aus dem Reiche der Empirie erwachsen ist, und nicht aus der Blendung eitler Hirngespinste auflodert.

Weißbrod.

— Aerztliche Besuche sind — wie alle Besuche — dem Regen gleich, dessen wir überdrüssig werden, wenn er täglich kommt, den wir aber erbitten, wenn er ausbleibt.

— Brüder, laßt euch nicht bethören
Unsre Mutter heißt Natur;
Ihr Gesetz muß wiederkehren,
Sie bewegt die Weltenuhr;
Ihre Macht läßt sich nicht zwingen:
Ewig wird sie uns umschlingen,
Ewig waltet ihr Panier;
Stolzer Geist, gehorche ihr!

— Im 17ten Jahrhundert schon schrieb ein weiser Arzt:
„Si tibi deficiunt medici, medici tibi fiant
Haec tria: mens hilaris, requies, diaeta moderata.“

Im 18ten Jahrhundert schrieb Fr. Hoffmann selbst:
„Fuge medicos et medicamenta, — si vis esse salvus.“

In Uebereinstimmung dessen sagte J. J. Rousseau:
„Von Natur weiß der Mensch standhaft zu leiden und stirbt in Ruhe. Die Aerzte mit ihren Verordnungen, die Philosophen mit ihren Vorschriften, die Priester mit ihren Ermahnungen sind's, die das Herz erniedrigen und das Sterben verlernen machen.

— Freiheit des Denkens, Freiheit der Wissenschaft, das ist das höchste Palladium und muß es bleiben, wenn wir weiter kommen sollen. Keine Art von Despotie, keine Alleinherrschaft, kein Druck des Glaubenszwanges. Selbst die Regierung darf in wissenschaftlichen Gegenständen nicht eingreifen.

C. W. Hufeland.

— Plus remediorum usus necat, quam vis et impetus morbi.

Stoll.

— Charlatanerie ist Alles, was man als zum Zwecke gehörig angesehen wissen will, wovon man weiß, es gehört nicht zum Zweck. Aller Würde entsagt, wer sich Charlatanerie erlaubt.

Lavater.

— Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes, hat die wahren, vortrefflichen Menschen in jedem Stande hervorgebracht.

Heinse.

— Viel hat der Mensch noch an sich zu bessern, ehe er in die Speichen der Organisation eingreifen, die Natur bevormundschaften, und sich zum Wegweiser ihrer Verirrungen aufwerfen kann.

Reil.

— Der Schmerz ist ein getreuer Wächter der Gesundheit.

Puchelt.

— Repugnante natura nil medicina proficit.

Celsus.

— Wie das Geld blos das Mittel ist, sich in den Grundbesitz menschlichen Glückes zu setzen, eben so ist sinnliche Beobachtung bloßes Mittel, sich den Besitz gründlicher, wahrer Erkenntniß zu erwerben.

C. H. Schultz.

— Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten.
Nichts ist d'rinnen, nichts ist d'raußen,
Denn was innen, das ist außen.

Göthe.

— Empfindung und Anschauung führen zur Wahrnehmung, verknüpfte Wahrnehmungen zur Vorstellung, verknüpfte Vorstellung zum Begriff, verknüpfte Begriffe zum Urtheil, verknüpfte Urtheile zum Schluß, verknüpfte Schlüsse zur Definition, verknüpfte Definitionen zum System, verknüpfte Systeme zur Wissenschaft, und die Wissenschaft zum Prinzip, welches dann in jeder besonderen Sphäre der Erkenntniß die Idee der Wahrheit repräsentirt.

Eschenmayer.

— Wer seine materia medica nicht auf den Nagel seines Daumens schreiben kann, der ist kein guter Arzt.

Max. Stoll.

— Solemnis remediorum pompa, quae in jam moribundis, tanquam bestiis, ut mox immolentur, coronatis, male collocatur.

Sydenham.

— Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Es wäre gut, wenn auch noch lebende Gelehrte immer im Voraus ein wenig todt zu sein lernen wollten.

Lessing.

— Die höchste Idee des Lebens ist, das Leben selbst zur Idee zu erheben. Wenige aber haben davon eine Idee. Die Wenigsten bringen es zur Idee.

— Entstehen und Vergehen ist das größte Gesetz der Natur — nichts bleibt — und nichts ist veränderlich wie die Veränderung.

Benzenburg.

Curiosa und Anekdoten.

Dr. Millinger's medicinische Curiositäten.

(„Curiosities of medical experience". London 1837.)

Das Büchlein ist von keiner wissenschaftlichen Bedeutsamkeit, aber es ist eine ansprechende Blumenlese aus dem weiten Bereiche der menschlichen Leibes- und Seelenzustände, in so fern sie unter einen allgemein-medicinischen Gesichtspunkt befaßt werden können. Daher kommt es denn, daß wir hier vom menschlichen Raritätenwesen aller Art zu lesen bekommen, von melancholischen, hypochondrischen, verrückten und anderweitig destruirten Leuten, von Trunkenbolden und Vielfressern, von Zwergen und Riesen, von dicken und magern Personen, von Abergläubischen, Enthusiastischen und Sonderlingen, von der Körperlänge der Patriarchen, und von der Körperschwäche der heutigen Generation, von physisch-ungeheuren Kindern, die als Kinder schon Kinder zu zeugen fähig waren, und von armen Teufeln, die, wie Karl Moor sagt, zu ihrer Leibesstärkung stets eine gut gefüllte Dose mit Schnupftaback nöthig haben u. s. w.

Heben wir nur einige Kleinigkeiten aus, um zu zeigen, weß' Geistes Kind dieß Büchlein sei.

Höhe der Erzväter und respektiven Erzmütter des alten Testaments: Ein ganz unfehlbarer Philosoph belehrt uns, daß Adam's Leibeslänge 123 Fuß und 9 Zoll betrug, Eva's 118 Fuß, 9 Zoll, 3 Strich; Noah, der vor- und nachsündfluthische Mann, zwanzig Fuß kürzer als Adam; Abraham im Ganzen nur 28 Fuß, Moses nur 13, und Herkules gar nur 10 Fuß. Demnach war Herkules, unter dem wir uns das größte physische Kraftgenie vorzustellen gewohnt sind, das die Erde trug, in der That nur ein halbes neugebornes Kind gegen Adam, und ein einziges Haar von Adam's Bart war länger, als der Halbgott, der den Stall des Augias säuberte und vor welchem Cerberus selbst Respekt hatte.

„Juvenile monsters," das sind mit andern Worten solche menschliche Wesen, bei denen die Männlichkeit schon im Säuglingsalter erscheint. Einen solchen Fall höchst wunderbarer Mannbarwerdung erzählt ein altes Flugblatt, das den Titel führt: „Prodigium Willighamense." Dies handelt nämlich von einem merkwürdigen Knaben, der zu Willingham, unweit Cambridge, geboren, und auf welchen, als er gestorben war, folgendes Epitaph errichtet ward: „Sieh', Wanderer, und erstaune, denn wisse, hier liegen die Ueberreste von Thomas, dem Sohne des Thoms und Margaret Hall, welcher in einem Alter von noch nicht einem Jahre schon alle Zeichen der Mannbarkeit an sich trug, der in seinem dritten Jahre beinahe 4 Fuß hoch war, ausgezeichnet durch ausserordentliche Körperkraft, ein großes Ebenmaß der Glieder und eine erstaunungswürdige Stentorstimme. In seinem sechsten Jahre starb er mit allen Kennzeichen greisenhafter Abgelebtheit." Die gedruckte Nachricht von diesem merkwürdigen Knaben rührt von Mr. Dawker, einem Wundarzte aus St. Ives, in der Grafschaft Huntingdon, her, der denselben nach seinem Ableben beaugenscheinigte, und alle Zeichen des Greisenalters an ihm wahrgenommen zu haben behauptet. Dieser Fall erinnert an den Knaben von

Salamis, dessen Plinius gedenkt, der vier Fuß hoch war und im dritten Jahre die volle Pubertät erlangt hatte. Auch Kraterus, der Bruder des Antigonus, spricht von einem solchen Knaben, der innerhalb seiner sieben Lebensjahre Kind, Jüngling, Mann, Vater, Greis, und endlich Leichnam war.

Ad vocem Vielfresser finden wir mancherlei. Der Ovid'sche Erisichthon, der Thasier Theagenes und Milo von Kroton sind bereits etwas fabelhafte und verbrauchte Persönlichkeiten; allein nachverzeichnete Heroen in dem Genre der Gefräßigkeit, dürften vielen Lesern neue Bekanntschaften sein. Vopiscus berichtet, daß ein Mann vor den Kaiser Maximilian gebracht worden sei, der nach Verzehrung eines ganzen Kalbes starken Appetit zeigte auch noch ein Schaf zu verschlingen, woran man ihn jedoch verhinderte. In Indien giebt es heut zu Tage noch gefräßige Tagediebe, die das Verzehren eines Schafes als Kunstschaustellung produciren. Dr. Böhmer aus Wittenberg wohnte der Vorstellung eines solchen Polyphagen bei, der seine Mahlzeit mit einem rohen Schafe begann, worauf er ein paar Truthühner setzte und mit sechzig Pfund Pflaumen, zusammt den Kernen, beschloß. Bei einer andern Gelegenheit verzehrte er zwei Buschel (oder 48 Berliner Quart) Kirschen, nebst den Töpfen, in denen sie befindlich waren, zum Magenschluß aber noch diverse Ofenkacheln. Als jedoch der Magen auf diese Weise geschlossen war, bekam dieser Ontypus aller Mäßigkeitsvereine noch einmal den Heißhunger, der ihm dann zum hinlänglichen Grund diente, noch einige Maß Kieselsteine und Glasscherben, eines Schäfers Sackpfeife, mehrere Ratten, verschiedene Buschvögel sammt den Federn, und einige Metzen Sand zu verschlingen. Hiermit jedoch immer noch nicht zufrieden, ließ er als wirkliches allerletztes Gericht noch ein Schreibzeug nebst Tinten- und Sandfaß, Federn und Federmesser folgen, worauf er seinen Nachtrunk begehrte, der in drei

Galonen Branntwein bestand. Seinem Körperbau nach war dieser gräßliche Vielfresser ein wahrer Athlet, der mit vier schweren Männern auf den Schultern eine Stunde Weges zu marschiren vermochte. Er lebte 79 Jahre, war aber bei seinem Ende entsetzlich mager; auch waren ihm alle Zähne ausgefallen. — Ein anderer solcher Kerl verzehrte, wenn er sehr hungrig war, einen Sack mit Holzkohlen. Grauenhaft und abscheulich ist die Gefräßigkeit eines Franzosen, der den sehr euphemistischen Namen Bijou führte, und bei der Menagerie des botanischen Gartens zu Paris angestellt war. Dieses Ungeheuer fraß den Abhub vom Theater der vergleichenden Anatomie, und soll einst einen todten Löwen in einem Tage verzehrt haben. Eines der naheliegendsten Beispiele dieser Art ist der berüchtigte Franzose Tarrore, der zur Zeit der ersten französischen Revolution lebte. Die Geschichte dieses von der Natur so grausam verwahrlosten Menschen ist ein fortgesetzter Ekel. Seine Laufbahn begann mit dem Posten eines Hanswursts in der Bude eines herumziehenden Wunderdoktors, wo er sich zuvörderst als Kork- und Kieselsteinfresser der Menge zeigte. Diese Experimente waren Anfangs mit großen Beschwerden für ihn verbunden, die ihn hin und wieder nöthigten, Hülfe im Hôtel-Dieu zu suchen. Doch hielten ihn diese Unterleibsleiden keineswegs ab, seine unnatürlichen Uebungen fortzusetzen, so daß er eines Tages des Oberwundarztes Taschenuhr nebst Kette und Petschaften verschluckte. Bei dieser Gelegenheit hätte man ihm beinahe den Leib geöffnet, um ein Kleinod wieder zu erlangen, das unstreitig mehr werth war, als sein nutzloses Dasein. Während der Revolution war Tarrore bei der Armee; allein die spärliche Diät, die die Truppen zu beobachten hatten, erschöpfte ihn sehr. Als er in einem deutschen Hospital war, mußte man ihn zu mehreren Stunden des Tages in's Freie lassen, um sich da und dort Nahrung zu suchen; obgleich man ihn auf vier volle Portionen gesetzt hatte. In Gegenwart des

Dr. Lorenz verschlang er eine lebendige Katze, deren Fell er, ganz nach Art der gefräßigen Raubthiere, nach der Mahlzeit wieder von sich gab. Ja, um dieser entsetzlichen Gewohnheit die Krone aufzusetzen, ward sogar in einem Hospital, worin er herbergte, einmal ein Kind von vierzehn Monaten vermißt, und es waren sehr nachdrückliche Zeichen vorhanden, daß auch dies in dem bodenlosen Magen des Unholds sein frühes Grab gefunden. Er starb im Hospital zu Versailles an einer heftigen Ruhr im 26sten Jahre. Bei Lebzeiten war er von mittlerer Größe, blaß, mager und schwächlich; von Wildheit war an ihm nichts zu sehen, im Gegentheil zeigte er sich furchtsam. Er hatte schönes, langes Haar von bewunderungswürdiger Feinheit und Weichheit. Sein Mund war ungeheuer groß, und die Lippen fehlten fast ganz. Die Zähne waren gesund, allein das Email daran war stets fleckig und beschädigt. In seiner Haut zeigte sich eine fortwährende Hitze und Transpiration, auch bemerkte man in seiner Nähe stets einen üblen Geruch. Im nüchternen Zustande war die Haut seines Unterleibes so schlaff, daß er sie beinahe um sich schlagen konnte. Nach der Mahlzeit vermehrte sich die Ausdünstung ihrer Oberfläche bedeutend, seine Augen und Wangen wurden dick und unterliefen mit Blut, ein schläfriger Zustand bemeisterte sich seiner, so daß er sich irgend einen dunkeln Winkel aufsuchte, um sich niederzulegen und zu verdauen. Nach seinem Tode fand man bei der Section die Eingeweide des Unterleibs in einem Zustande der Eiterung.

Diesen Beispielen der Gefräßigkeit lassen sich andere des unmäßigen Trinkens an die Seite stellen. In Straßburg zeigte man den Magen eines Husaren, der sechzig Quart Wein in einer Stunde trinken konnte. Plinius erwähnt einen Mailänder, Namens Norvellus Torquatus, der in Gegenwart des Tiberius drei Schläuche Wein leerte. Seneca und Tacitus kannten einen gewissen Piso, der zwei Tage

und zwei Nächte hintereinander trinken konnte, und Rhodigius erwähnt ein ähnliches Ungeheuer an Capacität, das man scherzhafter Weise den Trichter nannte, durch dessen fassungskräftigen Schlund eine ganze Amphora in einem Zuge hinablief.

Anekdoten.

Das einzige, sagt Hufeland (Aphorismen eines frommen Arztes in s. Journal. 1836. Hft. 1.), was ich von der Gall'schen Kranioskopie bestätigt gefunden habe, ist der Zusammenhang des kleinen Gehirns mit Sinnlichkeit und Geschlechtsliebe*); daher Protuberanz des Hinterhauptbeines immer auch auf Vorherrschen desselben hindeutet. — Auch die Spitzbubenorgane finden sich gewöhnlich. Hingegen mit allen übrigen Organen sieht es mißlich aus, und dazu mag eine Anekdote dienen, die ihm Blumenbach selbst erzählt hat. Als Gall dessen Schädelsammlung besah, zeigte ihm dieser den Schädel eines Pescheräh, der ganz kegelförmig, oben mit hoher Spitze geformt war, ohne ihm zu sagen, von wem er sei. Nun liegt bekanntlich nach Gall das Organ der Theosophie zuoberst des Schädels, und Gall rief aus: „dieß muß ein ausserordentlicher Religionsschwärmer gewesen sein!" Und er war nicht wenig überrascht, als er erfuhr, daß er Pescheräh gewesen sei, denn bekanntlich sind die Pescheräh's noch so wenig zur Geisteserhebung gekommen, daß sie auch gar keine Idee von etwas Uebersinnlichem, nicht von Gott, ja nicht einmal vom Teufel haben.

---

*) Johannes Müller in seinem Handbuche der Physiologie läugnet diesen Connex ganz.

Herausgeber.

Der Irrthum der Aerzte hat auch gute Folgen.

Delmar: ah, ah! ... il y a une jeune personne! ... Permettez donc, monsieur le docteur .... Est-ce que nous serions amoreux?

Remy: à toi, je peux le confier .... Eh bien! oui, je suis amoureux .... et sans espoir.

Delmar: Sans espoir! ... laisse donc; c'est quand les médecins n'en ont plus, que ça va toujours à merveille.

Scribe et Mazères (Le charlatanisme).

Der Cardinal Anton Salviani litt an einem Halsgeschwür, „und mußte nach dem einhelligen Beschluß der Aerzte sterben." Schon fingen seine Umgebungen an, zu greifen und zu nehmen, was ihnen beliebte, und was sie davon wegbringen konnten, welches Alles der kranke Kardinal mit ansehen mußte. Ein Affe in des Kranken Zimmer springt auf einen Sessel und schaut sich nach dem Beispiel der Plünderer um, was für ihn zum Zulangen übrig geblieben sei. Nach langem Forschen schleicht er an des Kardinals Bette und nimmt aus einem Futteral den rothen Kardinalhut heraus, setzt ihn auf, und eilt unter öfterem Zurückſehen, ob ihm vielleicht Jemand seine Beute abjagen wolle, zur Thüre hinaus. Der Kardinal aber gerieth darüber in ein so heftiges Lachen, daß sich das Halsgeschwür öffnete, und er in kurzer Zeit genas. — (Der Prälat brachte es bei Paul V. dahin, daß die Spoliation (Beraubung) abgeschafft wurde, und die Prälaten zur Hälfte der Güter testiren konnten, weshalb dem Papste von dem Clerus ein Brustbild über die Sakristei zu St. Johann im Lateran gesetzt wurde.)

Francisc. Albanus bei Scheidemantel.

(Die Leidenschaften als Heilmittel. S. 197.)

Scarpa und Rasori witzelten, heißt es, über ihre Namen. So rief Scarpa eines Tages: Es wird einmal die Zeit kommen, wo das Rasiermesser (il rasojo) schartig wird. Rasori erwiederte schnell: Es wird immer noch scharf genug sein, einen Schuh (scarpa) zu zerschneiden. (A. d. Bl. f. lit. Unterh. v. 14. Mai 1836.)

Frage- und Antwortspiel.

Fr. Wann nimmt ein Arzt am meisten für sich ein?
Antw. Zu Neujahr.
Fr. Welche Wechsel sind ihm die liebsten.
Antw. Die Jahreswechsel (auch die Witterungswechsel.)
Fr. Und welche sollten ihm die liebsten sein?
Antw. Die nach Sicht.

Ein Fürst im vorigen Jahrhundert ließ einem Professor folgende Grabschrift setzen:

Hier ruht ein Arzt, Herr Thomas Breit,
Ein Wunder von Gelehrsamkeit;
Er konnte wie ein Buch docíren,
Und jede Krankheit demonstriren;
Doch, rief ein Kranker ihn zu sich,
Ließ seine Weisheit ihn im Stich;
Ja viele Todten würden leben,
Hätt' er sich eh' in's Grab begeben.

Der Doctor Recamier fragte einen Kranken im Hôtel-Dieu wie er sich befinde? Ach, Herr Doctor, antwortete dieser, ich befinde mich so schlecht, daß wenn man mir sagte, ich sei schon todt, ich's gerne glauben wollte.

Das anatomische Theater in Paris hat zur Aufschrift: „Hic locus est, ubi mors gaudet succurrere vitae."

Als der jüngst verstorbene Desgenettes mit Napoleon in Syrien war, weigerte er sich, die Kranken, welche dieser in Jaffa gern los sein wollte, mit Opium zu vergiften. „Meine Kunst hat mich gelehrt, Menschen zu retten, aber nicht umzubringen," war die heroische Antwort Desgenettes's. Und dennoch machte Desgenettes alle Feldzüge mit dem Kaiser mit, von dem ersten Siegesaufschwunge in Italien an, bis zum Sinken in Waterloo.

In dem denkwürdigen Rückzuge in Rußland ward Desgenettes Gefangener Er verlangte kühn seine Freiheit „nicht als Gnade, sondern als Recht," sich auf den Charakter seines Standes berufend, und insbesondere auf die Sorgfalt, welche er sowohl auf Russen, als auf Franzosen verwendet hätte. Ein kaiserlicher Ukas setzte ihn bald in Freiheit. — Desgenettes hat Mehreres geschrieben, u. a. eine Analyse des absorbirenden und lymphatischen Systems, und eine „medicinische Geschichte der östlichen Armee;" sein Leben war indessen mehr der Praxis, als der Theorie geweiht.

Krankheiten von langen Predigten. (In Erfurt wurde den 18. April 1778 eine Doctordisputation vertheidigt, „de morbis ex concionatoribus prolixis et impetuosis metuendis," von einem gewissen Weygand.

Diese Schrift ist in zwei Kapitel abgetheilt. Das erste handelt von denen Krankheiten, welche den Predigern selbst, das zweite von denen, welche den Zuhörern zustoßen können. Den Letztern werde das lange Predigen schädlich, weil es die Luft verderbe, woher Ohnmachten entstehen. Vollblütige Personen leiden dabei am meisten. Im Winter erfriere man. Viele Menschen, welche sich an eine pünktliche Diät gewöhnt hätten, würden von der Natur an ihre tägliche Ausleerung zu der gewohnten Stunde erinnert, welche sie bei einer langen Predigt zu großem

Nachtheile ihrer Gesundheit bei sich behalten müßten. Auch Jungfern und alten Weibern schadeten die langen Predigten. Jene bekämen davon ihre Reinigung unordentlich; besonders sei Schwangern das lange Predigen nicht zuträglich ꝛc.

Die erste Aderlaß hilft gegen den Tod.

Es ist ein Vorurtheil des gemeinen Haufens, daß die erste Aderlaß bei einem gefährlichen Zeitpunkt ein schleuniges Rettungsmittel gegen den Tod sei. Ein Delinqent, welcher zum Galgen geführt wurde, bat den Scharfrichter, daß man ihm eine Ader öffnen möchte, denn er hätte immer gehört, daß die erste Aderlaß gegen den Tod helfe.

Aus dem Leben Dupuytren's.

Dupuytren besaß die Gabe eines scharfen und raschen diagnostischen Blicks in einem hohen Grade. Jemand hatte lange vorher, bevor er sich an Dupuytren wandte, einen Schlag auf den Kopf bekommen. Dieser Zufall war nicht von Bedeutung, allein es stellten sich nervöse Symptome ein, und er fragte Dupuytren um Rath. Dieser sagte, nachdem er den Fall untersucht hatte, zu seinem Assistenten: „Halten Sie die Trepanationsinstrumente auf Morgen bereit." — Die Umstehenden vernahmen dieses mit Erstaunen, da die Symptome nicht solche wichtige Maaßregeln zu erfordern schienen. Aber Dupuytren vermuthete mit großer Wahrscheinlichkeit einen Abscеß in der Gehirnsubstanz. Der Knochen ward durchgesägt, und es zeigte sich nichts Krankhaftes; die gesunde dura mater ward durchschnitten, und Alles war normal. Darauf senkte Dupuytren mit einer Kühnheit, die in den Annalen der Wundarzneikunst selten ihres Gleichen hat, ein Bisturi in die Gehirnsubstanz, und — es floß eine Menge purulenter Materie aus. — Eine Dame war mehrere Jahre wegen eines vermeintlichen Krebses des Uterus behandelt worden. Dupuytren,

der zu Rathe gezogen wurde, erklärte das Leiden für einen Polypen, operirte, und — in drei Tagen ging die Dame in die Oper. — Nur ein einziges Mal verlor Dupuytren, wie Vidal erzählt, seine Geistesgegenwart. Er wollte einen großen Stein aus der Blase ziehen, und erwägte lange Zeit die Art und Weise der Operation. Endlich ließ er sich, ein höchst seltener Fall, durch den Rath eines andern Wundarztes, welcher ihm empfahl, den Bilateral- und Rectoprostatalschnitt zu machen, bestimmen. Er operirte demgemäß, aber nicht mit Glück, denn der Stein konnte erst am folgenden Tage ausgezogen werden. Damals bemerkte ich, erzählt Vidal, daß seine Unterlippe zuckte und seine Wangen mehrmals die Farbe wechselten, weil die mediciniſche Schule ſeine Operation nicht gebilligt hatte. — Nach einer Operation hielt er gewöhnlich eine Conſultation über den beſtimmten Fall, und hörte die Meinungen der anweſend vorwärts geſchrittenen Studenten an; es war eine kliniſche Vorleſung. — Wenn zufälliger Weiſe ein Journaliſt nicht den hinlänglichen Stoff für ſeine Artikel geſammelt hatte, ſo verlängerte Dupuytren auf ſein Anſuchen, obgleich er ermüdet war, beim Nachhauſegehen ſeine Vorleſungen, ſo daß der Schreiber ſich flüchtige Notizen ſammeln konnte. So kann man ſagen, daß viele Vorleſungen, welche als im Hôtel-Dieu gehalten publicirt worden ſind, eigentlich auf dem Pont-Neuf abgehalten wurden.

Druck von Bernhard Tauchnitz, jun.